



2 | 2022
51. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE
IM REGIERUNGSPRÄSIDIUM STUTTGART



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR LANDESENTWICKLUNG UND WOHNEN



3D-Modell des Silos der Hildebrand'schen Mühle in Weinheim.

Vorlage: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Christoph Steffen.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

2/2022 51. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. gefördert vom Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Grit Koltermann, Dr. Irene Plein

Redaktionsausschuss:
Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Daniel Keller, Sabine Kuban, Dr. Melanie Mertens, Dr. Oliver Nelle, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. André Spatzier, Dr. Yvonne Tafelmaier, Tobias Venedey

Produktion:
Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Annine Fuchs
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Offizin Scheufele, Stuttgart
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 30 000

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit und zur Unterstützung der digitalen Suche im E-Journal wird überwiegend auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne des Gleichbehandlungsgesetzes für alle Geschlechter.



Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 85 Editorial
- 86 Historische Steinbrüche als Relikte der Kulturlandschaft
Beispiele aus dem Raum Freiburg
Wolfgang Werner
- 92 (Un)kulturlandschaften der NS-Zeit
Landschaftsarchäologische Perspektiven auf den KZ-Komplex Natzweiler
Christian Bollacher/Barbara Hausmair/
Attila Dészi
- 98 Gegen den Farbverlust in unseren Städten
Georg Meistermanns keramische Wandgestaltungen in Karlsruhe und Mannheim
Liane Wilhelmus
- 103 Schulbibliotheken
Jedem bekannt – nur nicht als Kulturdenkmale
Dieter Büchner
- 110 Funktioniert und erfreut seit mehr als 100 Jahren
Die Markthalle in Stuttgart
Judith Breuer
- 118 Gesichert und restauriert:
Die Bilder an der Markthalle in Stuttgart
Judith Breuer/Ulrike Piper-Wölbert
- 124 Altes Fachwerk neu erzählt.
Das Besigheimer Häuserbuch in der Datenbank Bauforschung/Restaurierung
Christin Aghegian-Rampf/Sandy Richter/Till Läßle/Claudia Mohn
- 130 Fresko, Tresor und blauer Himmel – Historische Befunde als Fenster in die Geschichte
Die Sanierung der Eremitage Waghäusel (Teil 2)
Antje Gillich/Wilhelm Glaser/Daniel Keller/
Johannes Wilhelm
- Denkmalporträts
- 138 Die Eremitage in Waghäusel
Tresore und Telefonkabine aus der Ära der Zuckerfabrik
Antje Gillich
- 140 Didaktische Pfeiler
Richard Döckers Friedensschule in Trossingen
Maximilian Kraemer
- Ortstermin
- 142 Über den Dächern von Weinheim
Hubschraubereinsatz an der Hildebrand'schen Mühle in Weinheim
Anna Egeler/Michael Hascher/Ida Nerrlich
- 144 Rezensionen
- 146 Mitteilungen
- 151 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen, bitte Name und Anschrift angeben.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

50 Jahre Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg. In diesem für die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg besonderen Jahr freut es mich umso mehr, die Herausforderungen für die Zukunft im Regierungsbezirk Stuttgart mit angehen zu können. Um die Zukunft nachhaltig und bewusst für kommende Generationen zu gestalten, ist es wichtig, den Blick auch über die Schulter auf vergangene Zeiten zu richten. Nur mithilfe unserer Geschichte können wir Zukunftsfragen – sei es die Schaffung von Wohnraum oder unseren Umgang mit Ressourcen – bewältigen.

Die reiche Denkmallandschaft in Baden-Württemberg ist Teil unserer Geschichte. Unsere Kulturdenkmale stellen die Verbindung zwischen dem Heute und dem Gestern her. Denkmale geben uns den Raum, in diesen Zeiten großer Mobilität „Heimat“ bewusst zu erleben. Aus dieser gesellschaftspolitischen Bedeutung heraus erwächst für uns die Verpflichtung, Denkmale zu erhalten.

Die Landesdenkmalpflege widmet sich dem Schutz und Erhalt unseres gebauten Gedächtnisses, seit nunmehr 50 Jahren auf der Grundlage des Denkmalschutzgesetzes Baden-Württemberg. Gleichzeitig begann 1972 auch für das Nachrichtenblatt eine neue Epoche – mit einem neuen Gesicht und einem neuen Titel, aber dem gleichen Anspruch wie vorher: „[...] ein lebendiger Mittler zwischen den Denkmalpflegern des Landes und all denen, die an der denkmalpflegerischen Arbeit und an den Geschicken unseres kulturellen Erbes [noch] reger und unmittelbarer Anteil nehmen wollen [...]“ (Denkmalpflege 1/1972, S. 1).

Das Nachrichtenblatt bietet seit 1958 vierteljährlich einen Einblick in die anspruchsvolle und herausfordernde Arbeit in der Denkmalpflege – in diese Tradition reiht sich auch das vorliegende Heft ein. Die Autorinnen und Autoren berichten über ihre Forschungen und Projekte und teilen so ihr Wissen, aber auch ihren Enthusiasmus mit uns.

Bedeutende Objekte der Kunst und des Handwerks aus Sandstein, wie Kirchengestaltungen oder Skulpturen, sind regelmäßig Thema im Nachrichtenblatt. Der Beitrag „Historische Steinbrüche als Relikte der Kulturlandschaft. Beispiele aus dem Raum Freiburg“ beleuchtet die historische Steingewinnung in Baden-Württemberg, beschreibt ihre Hinterlassenschaften und verfolgt den Weg zu den aus den Steinen hergestellten Objekten. Damit reiht sich der Beitrag in die Reihe „Kulturlandschaftselemente der Archäologie“ ein.

Ebenfalls dieser Reihe zuzuordnen, aber mit einer negativen Besetzung des Begriffs „Kulturland-



schaft“ ist der Artikel „(Un)kulturlandschaften der NS-Zeit. Landschaftsarchäologische Perspektiven auf den KZ-Komplex Natzweiler“. Er zeigt, wie der Mensch im kriegerischen und zerstörerischen Handeln auf unsere Landschaft einwirken kann.

Das Erforschen der Denkmale ist die Basis für den Umgang mit diesen. Das bezeugt eindrücklich der Beitrag „Von der Lesefassung zum digitalen Nachschlagewerk“. Das Besigheimer Häuserbuch, das bis 1993 als umfangreiche Lesefassung entstand, ist nun auch in der Datenbank Bauforschung/Restaurierung abrufbar. Forschenden steht somit der digitale Zugriff auf die umfassenden Archivmaterialien und damit zu einem wichtigen Arbeitsinstrument der Bauforschung zur Verfügung.

Wissen ist seit jeher von unschätzbarem Wert. Zahlreiche Bibliotheken – von Schul- über Stadtbibliotheken bis Spezial- und der Landesbibliothek mit wertvollen Rara-Beständen – bereichern Baden-Württemberg. Schulbibliotheken rufen in uns ganz besondere Erinnerungen an die Schulzeit wach. Die Schulbibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasiums in Konstanz mit seinem herausragenden Bestand und ein Kulturdenkmal wird in „Schulbibliotheken. Jedem bekannt – nur nicht als Kulturdenkmale“ vorgestellt.

Nicht alle der spannenden Beiträge können an dieser Stelle genannt werden. Seien Sie gewiss, es erwarten Sie in diesem Heft weitere interessante Berichte aus der Denkmalpflege Baden-Württembergs.

Ich wünsche Ihnen eine aufschlussreiche Lektüre!

Susanne Bay

Regierungspräsidentin
des Regierungsbezirks Stuttgart



Historische Steinbrüche als Relikte der Kulturlandschaft

Beispiele aus dem Raum Freiburg

Südwestdeutschland verfügt über zahlreiche große Lagerstätten von attraktiven und hochwertigen Natursteinen, die im Verlauf von rund 500 Millionen Jahren Erdgeschichte entstanden sind. Sie wurden und werden in zahlreichen Steinbrüchen abgebaut. Unsere Vorfahren hinterließen einen aus diesen heimischen Gesteinen errichteten großartigen Gebäudebestand; unsere Kirchenbauten und Schlösser sind nur die auffallendsten Zeugnisse dieser ehrwürdigen Steinbaukultur. In Abhängigkeit vom Gestein und der lokalen geschichtlichen Entwicklung können jedoch auch die Steinbrüche selbst beeindruckende Zeugnisse des alten Steinhandwerks darstellen. Dies soll am Beispiel von zwei bei Freiburg im Breisgau gelegenen Steinbruchrevieren erläutert werden. Gut erhaltene historische Steinbrüche sind einerseits Kulturdenkmale, die viel über die frühere Gewinnung und Verwendung berichten können. Oftmals stellen sie auch eine wertvolle Bezugsquelle von Natursteinmaterial für Renovierungs- und Austauschmaßnahmen an historischen Gebäuden dar.

Wolfgang Werner

Historische Steingewinnung in Baden-Württemberg

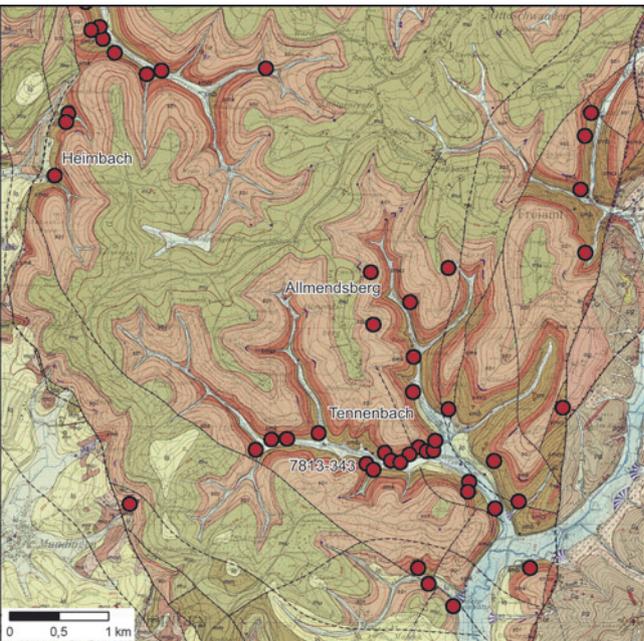
1 Historischer, mindestens mittelalterlicher Mühlsteinbruch bei Tengen am Hochrhein. Abgebaut wurde Randengrobkalk, ein grobkörniger Schillkalkstein der Oberen Meeresmolasse.

Ein großes natürliches Angebot und das Bedürfnis, haltbar zu bauen, sorgten seit römischer Zeit dafür, dass alleine im heutigen Landesgebiet von Baden-Württemberg eine sehr große Zahl an Steinbrüchen entstand. Langjährige Recherchen des Landesamts für Geologie, Rohstoffe und Bergbau (LGRB) im Zusammenhang mit der Rohstoffkartierung erbrachten bis 2013, dass in Baden-Würt-

temberg noch mindestens 1740 historische Steinbrüche für Natursteingewinnung nachweisbar sind; darüber berichtet das Nachschlagewerk „Naturwerksteine aus Baden-Württemberg“. Durch weitere Fortschritte bei den Kartierarbeiten ist die Anzahl bis heute auf über 2028 angewachsen, wie eine aktuelle Datenbank-Abfrage durch das LGRB zeigt.

Durch die wiederholte Nutzung guter und günstig gelegener Lagerstätten wurden die älteren Abbauspuren in der Regel bis zur Unkenntlichkeit überprägt, sodass der Beginn des Steinabbaus in den meisten Fällen nicht mehr oder nur unsicher rekonstruiert werden kann. So ist in Baden-Württemberg zum Beispiel römische Steingewinnung nur für Tengen (oberhalb des noch betriebenen Steinbruchs) und für Rheinfelden-Degerfelden, beide am Hochrhein gelegen, nachzuweisen. Die Mühlsteingewinnung an der im 12. Jahrhundert erbauten Stauferburg in Tengen wird als „mindestens mittelalterlich“ eingestuft (Abb. 1). Gesichert ist römische Abbauaktivität auch für Güglingen und Pfaffenhofen im Zabergäu (Schilfsandstein) sowie Horb a. N. (Muschelkalk). Für die Buntsandsteinbrüche bei Degerfelden kann der Nachweis nur indirekt erfolgen, denn das unverwechselbare Gestein wurde in Augusta Raurica bei Basel, auf dem Breisacher Münsterberg und in der römischen Badeanlage von Badenweiler verbaut;





am 1000 Jahre alten Basler Münster wurde ebenfalls überwiegend Sandstein aus Degerfelden verwendet. Gut erhalten sind die römischen Spuren am Kriemhildentuhl bei Bad Dürkheim (Buntsandstein; Rheinland-Pfalz), im Felsenmeer bei Lautertal-Reichenbach im hessischen Odenwald (Quarzdiorit; Kreis Bergstraße) sowie im Kylltal bei Kordel (Buntsandstein, zum Beispiel Porta Nigra), in der Nordeifel bei Kall (Buntsandstein) oder in der Vulkaneifel bei Meurin (basaltischer Tuffstein).

Jüngst gelang es durch umfangreiche Recherchen im Gelände und in zahlreichen Archiven, die mittelalterlichen und neuzeitlichen Steinbrüche für das Freiburger Münster zu identifizieren, worüber das neue Buch „Steine für den Münsterbau“ des Münsterbauvereins berichtet. Anhand von zwei sehr unterschiedlichen Beispielen aus der Freiburger Region soll hier über diese steinernen Denkmale berichtet werden.

Steinbrüche im Freiburger Umland

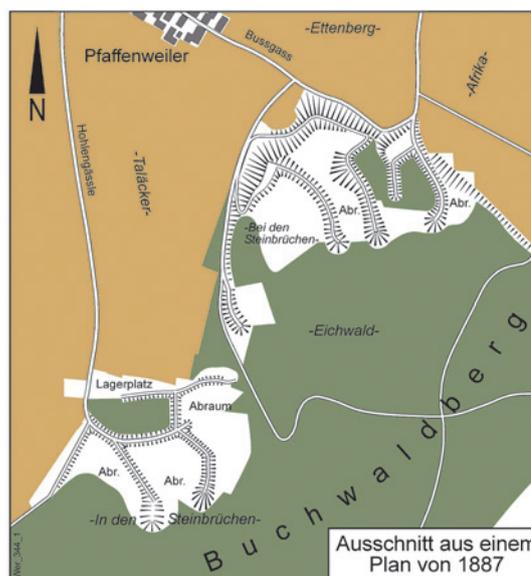
Im unmittelbaren Umfeld von Freiburg lassen sich rund 150 historische Steinbrüche im Gebiet des Schönbergs zwischen Freiburg und Ehrenkirchen, am Tuniberg, im Kaiserstuhl und in den südlichen Lahr-Emmendinger Vorbergen identifizieren, in denen vor allem Buntsandstein, Trias- und Jurazeitliche Karbonatgesteine oder vulkanische Gesteine abgebaut wurden. Alleine für das Freiburger Münster wurden mindestens 40 000 m³ Sandstein aus nahegelegenen Steinbrüchen benötigt. Im Jahr 1898 schrieb z. B. Otto Hoffmann im Buch „Freiburg im Breisgau, die Stadt und ihre Bauten“: „Von natürlichen Steinen werden – Freiburg zunächstliegend – Mauersteine, sowohl Sandsteine als auch Kalksteine gewonnen; an Sandsteinen jährlich bis 18 000 m³, an Kalksteinen [...] noch

weit mehr“. Das entspräche einer Menge von etwa 100 000 Tonnen jährlich.

Eine detaillierte Bestandsaufnahme findet sich in den Karten der mineralischen Rohstoffe von Baden-Württemberg 1:50 000 für die Blätter Freiburg-Nord und -Süd (LGRB 2010, 2017). Abbildung 2 zeigt auf einer geologischen Karte einen Ausschnitt für den Südtal der Lahr-Emmendinger Vorberge zwischen Teningen-Heimbach und Freiamt-Tennenbach. In diesem Gebiet sind in den Eintalungen die Schichten des Buntsandsteins aufgeschlossen, in denen rund 60 historische Sandsteinbrüche erhalten sind (46 größere sind in der Abb. 2 dargestellt); manche zeigen noch beeindruckende historische Abbauspuren. Viele Brüche stammen aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit, zahlreiche wurden bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts betrieben. In einem findet sich sogar eine Jahreszahl (1770), die zur Stilllegungszeit eingemeißelt wurde; darüber berichtet das erwähnte Buch über die Münstersteine. Aktuell findet im genannten Gebiet Gesteinsabbau im Kaiserstuhl (Phonolith), bei Meringingen (Hauptrogenstein) und in Freiamt-Ottoschwanden (Porphyr) statt. Ein historischer Buntsandsteinbruch bei Tennenbach im Tal der Langen Au ist erst 2012 wiedereröffnet worden.

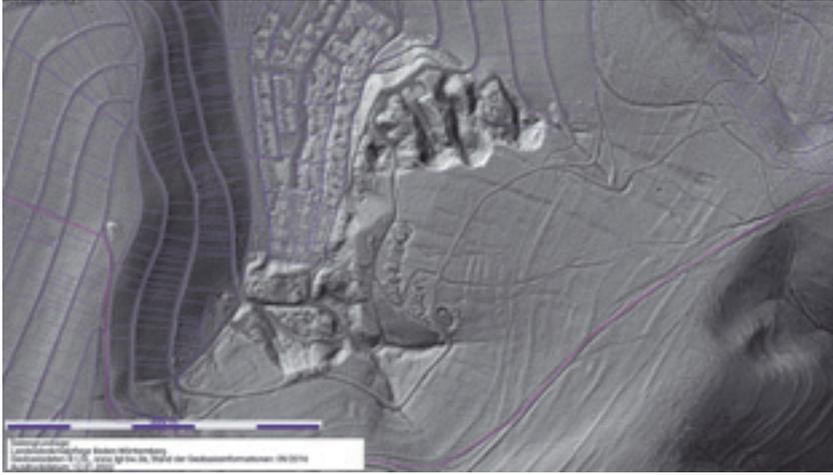
Steinbrüche bei Pfaffenweiler

Der südlich von Freiburg gelegene Ort Pfaffenweiler (Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald) wird als „openwilare“ 716 das erste Mal im Zusammenhang mit Weinlieferungen an das Kloster St. Gallen erwähnt. Der regelmäßige Abbau der Kalksandsteine von Pfaffenweiler dürfte im 11. Jahrhundert begonnen haben. Ein schriftlicher Hinweis auf die Steinbrüche oberhalb des Dorfes (Abb. 3; 4) erscheint 1377 im Zusammenhang mit der Nennung eines Steinwegs, eine schriftliche Er-



2 Ausschnitt aus der Geologischen Karte 1:25 000, Blatt 7813 Emmendingen, mit Darstellung der Lage der historischen Buntsandsteinbrüche (Punktsymbole).

3 Plan der Steinbrüche südlich von Pfaffenweiler nach einer Aufnahme des staatlichen Vermessungsamtes Freiburg von 1887. Erkennbar sind acht langgezogene Steinbrüche.



4 Digitales Höhenmodell für den Bereich der in Abb. 3 dargestellten Steinbrüche südlich von Pfaffenweiler. Die nordöstlichen Brüche mit ihren bis 25 m hohen Wänden sind noch gut erkennbar.

5 Besonders begehrt war der Pfaffenweiler Kalksandstein für die Erstellung kunstvoller Figuren. (A) Maria Immaculata, die 1768 von Fidelis Sporer geschaffen wurde. Die Figur stand erst am Treppenaufgang zur St. Gallus-Kirche in Ebringen, und ziert nun, restauriert, seit 2018 einen Saal im Ebringer Schloss. (B) Der von Joh. Baptist Sellinger geschaffene Heilige auf der Nepomukbrücke in Bad Krozingen.



wählung von „Steingrueben“ erfolgt im Dezember 1471. Im 17. bis frühen 20. Jahrhundert wurden viele Grabplatten, Feldkreuze und künstlerisch anspruchsvolle Statuen aus dem Pfaffenweiler Stein gefertigt. Das 18. Jahrhundert stellt die Blütezeit der Verwendung des Kalksandsteins für die bildenden Künste dar. Berühmte Barock- und Rokoko-Bildhauer wie Johann Christian Wentzinger (1710–1797), Johann Baptist Sellinger (1714–1779) und Fidelis Sporer (1731–1811) bevorzugten den Pfaffenweiler Kalksandstein (Abb. 5). Zwei der noch erhaltenen Steinbrüche, in denen der alttertiäre Kalksandstein bis 1942 gewonnen wurde, wurden 1974 in die Denkmalliste aufgenommen. Im Begründungstext heißt es: „Die Gemeinde Pfaffenweiler kann auf eine lange Tradition als Ort, an dem Stein gebrochen wurde, zurückblicken. Es gab in Pfaffenweiler einst fast ein Dutzend Steinbrüche, von denen alle nach und nach

mit Auffüllmaterial zugeschüttet wurden. Zwischen 1982 und 1985 wurde auf Initiative des Steinmetzes Waldemar Eckert und einer Gruppe engagierter Bürger damit begonnen, die alten Steinbrüche wieder freizulegen. [...] Vom 17. bis 19. Jahrhundert war der Pfaffenweiler Sandstein sehr begehrt und machte das Dorf zum wichtigsten Steinhauerort des Breisgaus.“

Südlich des Dorfes waren gegen Ende des 19. Jahrhunderts acht benachbarte Steinbrüche in Betrieb (Abb. 3). Im aktuellen digitalen Höhenmodell (Abb. 4) sind die südwestlichen Brüche im Gewann „In den Steinbrüchen“ wegen umfangreicher Verfüllung nur mehr schemenhaft zu orten, die nordöstlichen Brüche im Eichwald können noch gut identifiziert werden. Die beiden östlichsten wurden, wie zuvor dargestellt, in den 1980er Jahren vom Dorfmuseumsverein wieder zugänglich gemacht und werden seither auch für Vorführungen zum alten Steinhauerhandwerk und zur Geologie genutzt (Abb. 6; 7).

Die bei Pfaffenweiler in zwei wenige Meter mächtigen Schichten auftretenden Werksteinbänke aus Kalksandstein (Abb. 6) galten besonders vom 16. bis 18. Jahrhundert als das beste und begehrteste Bildhauermaterial am südlichen Oberrhein. Ähnliches lässt sich für das geologische Pendant im Elsass zwischen Rouffach und Thann sagen; auch dort sind die Werksteinlager nur wenige Meter mächtig. Von den Steinbildhauern wurde besonders die Eigenschaft der Kalksandsteine geschätzt, wonach diese in bergfeuchtem Zustand leicht und filigran zu bearbeiten sind; in diesem Stadium können sie sogar mit Ritz- oder Schabwerkzeugen abgetragen werden. Nach dem Austrocknen erzielen die Werkstücke hohe Witterungsbeständigkeit. Sie wurden daher auch gerne für im Freien stehende Figuren von Heiligen verwendet, so auch in Ebringen oder Bad Krozingen. Auch der 1577 geschaffene Lettner im Freiburger Münster, viele dort in den Boden eingelassene Grabplatten und auch die im Wechsel mit rotem Buntsandstein verlegten Bodenplatten stammen aus Pfaffenweiler.

Der etwa 35 Millionen Jahre alte Kalksandstein von Pfaffenweiler besteht vor allem aus einem Pflaster von Fossilbruchstücken, die aus den Karbonatmineralen Calcit und Aragonit aufgebaut sind. Diese Bruchstücke besitzen innerhalb der Werksteinfazies Korngrößen unterhalb von 2 mm, somit in Sandkorngröße – daher die Bezeichnung Kalksandstein. Nebengesteine dieser Werksteinbänke sind überwiegend die groben Kalksteinkonglomerate der sogenannten Küstenkonglomerat-Formation; sie wurden zum Teil für Brunnen und Mauern genutzt, meist aber zu Schotter verarbeitet. Die Lösung der Bänke wurde durch zwischengelagerte Mergelsteine erleichtert. Diese

bewirken allerdings auch einen relativ raschen Verbrauch der alten Steinbruchwände (Abb. 6; 7); nur Pflegemaßnahmen können sie auf Dauer erhalten. In den historischen Brüchen bei Pfaffenweiler, aus deren Stein so viele hochwertige Kunstwerke und noch mehr profane Werkstücke wie Gesimse, Treppe, Brunnen, Feldkreuze, Mauern, Pflasterungen usw. entstanden sind, ist aufgrund der Morphologie, des hohen Anteils an mergeligen Zwischenschichten, der Lössauflage und der üppigen Waldvegetation nur mehr abschnittsweise zu erahnen (Abb. 6; 7), welche Ausmaße die Gewinnungsarbeiten einst hatten. Die in Kooperation von Geologischem Landesdienst und dem Museumverein von Pfaffenweiler im Zeitraum 2007 bis 2010 durchgeführten Erkundungsarbeiten erbrachten, dass unter Hangschutt zwei Werksteinhorizonte mit 2,3 bzw. 2,8 m Mächtigkeit verborgen liegen. Eine Reaktivierung des östlichen Bruches, zum Beispiel aus Gründen der Renovierung historischer Bauwerke, wäre also möglich.

Steinbrüche bei Teningen-Heimbach

Aufgrund der völlig anderen geologischen Verhältnisse unterscheiden sich die ausgedehnten Buntsandsteinbrüche von Teningen-Heimbach im Landkreis Emmendingen deutlich von denen bei Pfaffenweiler. Gemeinsam aber ist beiden historischen Steinbruch-Komplexen, dass Heimat- und Geschichtsvereine das Erbe pflegen. In Heimbach handelt es sich, nach Einschätzung des Autors, um die größten gut erhaltenen histo-



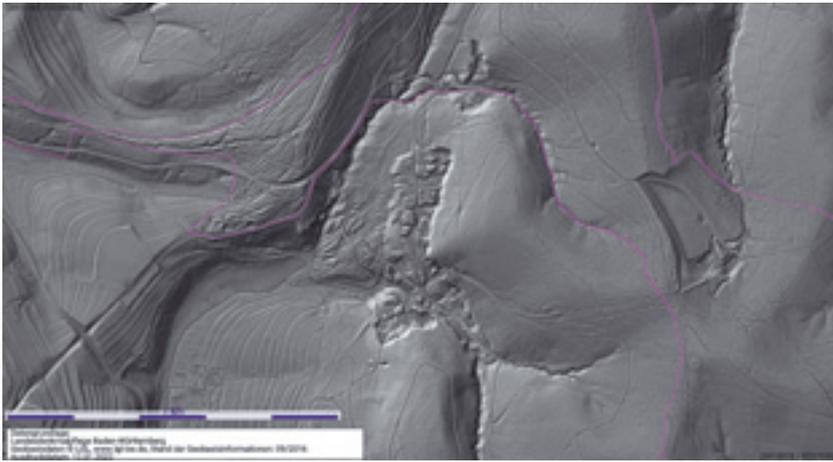
rischen Brüche in Baden-Württemberg. Die alten Abbauwände sind bis 600 m lang und freistehend 20 bis 30 m hoch (Abb. 8; 9); überschlagsmäßige Berechnungen ergaben, dass alleine im Oberen (Großen) Bruch über 640 000 m³ Sandstein gelöst wurden. Früher waren die roten Felsen bis in den Kaiserstuhl zu sehen, gegenwärtig verhüllt ein dichter Nadelwald den größten Teil der eindrucksvollen Abbauwände. Nur dort, wo für den Vogelschutz die Vegetation zurückgeschnitten wurde, kommen die hellroten Schichten des 250 Millionen Jahre alten Mittleren Buntsandsteins richtig zur Geltung (Abb. 9).

Ältester Hinweis für den Abbau von Buntsandstein bei Heimbach ist der bei der St. Gallus-Kirche ausgestellte gotische Taufstein, der sich stilistisch in die Zeit um 1500 einstufen lässt. Im Jahr 1898 schrieb Otto Hoffmann im zuvor erwähnten Buch

6 Durch Baggerarbeiten im Jahr 2010 teilweise freigelegte obere Werksteinbänke im östlichen Bruch von Pfaffenweiler.

7 Großer Bruch bei Pfaffenweiler. Die Führungen zum Steinhauerfest treffen trotz teilweisem Verbruch der Wände stets auf großes Interesse.





8 Die historischen Steinbrüche von Heimbach im digitalen Höhenmodell; die längste Steinbruchwand, der sogenannte Obere Steinbruch, zieht sich über 600 m Länge hin.

9 Vom Baumbestand freigestellte, circa 20 m hohe Bruchwand im Oberen Steinbruch von Heimbach. Der untere 6 m hohe Abschnitt zeigt noch die Spuren des händischen Abbaus, die darüber befindlichen Schichten wurden im 20. Jahrhundert mit Sprengarbeit gelöst.



10 Händisch geschrämte Wand im Oberen Buntsandsteinbruch von Heimbach; Abbauspuren vermutlich aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

über Freiburg und seine Bauten, dass der Heimbacher Stein „in Freiburg in ausgedehntem Maasse Verwendung am Münster“ fand. Geologisch lässt sich das nicht belegen, aber auch das Gegenteil nicht beweisen, weil sich der Buntsandstein aus Heimbach in allen Gesteinseigenschaften nicht vom Tennenbacher Buntsandstein unterscheiden lässt. Jedoch wissen wir, dass seit circa 1200 die Steine fürs Münster fast ausschließlich aus dem Hornwald östlich von Emmendingen und aus den Tennenbacher Brüchen (Gemeinde Freiamt) kamen; sie lagen direkt neben den Steinbrüchen des Klosters Tennenbach (gegründet 1161). Erste Belege für Heimbacher Sandstein am Freiburger Münster tauchen ab 1781 auf. Das tut der Bedeu-

tung der Heimbacher Sandsteinbrüche aber keinen Abbruch, denn zahlreiche andere wichtige Bauwerke am südlichen Oberrhein sind aus diesem sehr haltbaren und in großen Quadern brechenden Quarzsandstein errichtet worden.

Die Nachfrage nach hartem Heimbacher Buntsandstein wuchs von der Mitte des 17. Jahrhunderts an und hatte, nach den in vielen Brunnenrögen aus Heimbacher Stein (Abb. 11) eingemeißelten Jahreszahlen zu schließen, in der Zeit zwischen 1750 und 1870 einen Nachfragehöhepunkt. Im Jahr 1811 berichtet der Heimbacher Ortspfarrer Gretter, dass in den Heimbacher Brüchen 17 Meister, „jeder mit zwei auch drei Gesellen, ohne die Lehrlinge zu zählen“ arbeiten. In Freiburg wurden viele Dreisam-Brücken, der frühere Bahnhof und zum Beispiel das neue Rathaus aus Heimbacher Sandstein erbaut, das Münster bezog wohl bis Ende des 19. Jahrhunderts Blöcke für Reparatur- oder Ergänzungsmaßnahmen, die Kirchen in Heimbach (1747–1777) und Köndringen (1862–1865) wurden aus diesem Stein errichtet. Ein sehr materialintensives Projekt war der Leopoldkanal bei Riegel, der im Zeitraum 1837 bis 1846 mit Heimbacher Sandstein ausgemauert wurde.

Auf der topografischen Karte 1:25 000 von 1882 zeigen die Sandsteinbrüche oberhalb von Heimbach die gleiche Ausdehnung wie heute, woraus geschlossen werden kann, dass der Betrieb der Brüche gegen Ende des 19. Jahrhunderts stark nachgelassen hatte. Gründe dafür dürften einerseits die billigeren und modernen Baustoffe wie Beton, Backstein und Gipsstein sein, die nun in enormer Menge produziert wurden, und zum anderen der Ferntransport per Bahn aus anderen Abbaugebieten wie aus dem Pfälzerwald und dem Maintal. Der letzte Brunnenrög aus Heimbacher Sandstein wurde 1926 nach Schallstadt-Wolfenweiler transportiert. In den Jahren danach wurden nur mehr Mauersteine, später sogar nur noch Schotter mittels Heruntersprengen der überstehenden Felsnasen und Bermen erzeugt. Die Sandsteinbrüche bei Heimbach liegen seit 1956 still. Seit 1971 sind sie als flächenhaftes Naturdenkmal ausgewiesen.

Besonders bemerkenswert an den Heimbacher Sandsteinbrüchen ist nicht nur der gute Erhaltungszustand des gesamten Steinbruchgebietes. Verfüllungen sind zum Glück keine erfolgt, und natürliche Verbrüche sind bislang nicht oder nur in sehr geringem Maße vorgekommen. Beeindruckend sind die verschiedenen Spuren des händischen Abbaus mittels Spitz- oder Schrämhacke (Abb. 10). Im Berner Sandstein wurde noch Anfang des 20. Jahrhunderts diese Methode angewendet (Abb. 12). In den Brüchen lassen sich die einzelnen Abbaufelder, Arbeitsplattformen und Transportwege rekonstruieren, die beeindruckenden Abraumphalden und Abbauhöhen geben eine

Vorstellung davon, zu welchen technischen und handwerklichen Leistungen unsere Vorfahren in der Lage waren.

Ausblick

Alleine im als Beispiel ausgewählten Gebiet bei Freiburg im Breisgau gibt es mehrere Dutzend Steinbruchareale, die aufschlussreiche Relikte der historischen Steingewinnung und -bearbeitung sind. Über zwei wurde hier berichtet. Ein reiches, aber wenig beachtetes Erbe stellen auch die historischen Brüche im Bleichtal bei Kenzingen, bei Lahr, im Neckartäler Odenwald, im Kraichgau, im Bauland, in den Löwensteiner und Waldenbucher Bergen, im Schönbuch, auf der Baar und der Schwäbischen Alb dar, um nur die wichtigsten Gebiete zu nennen. Oft liegen die alten Brüche sehr verborgen und sind nur Einheimischen bekannt. Leider wurden viele auch mit Bauschutt und Erdashub verfüllt, zum Glück oft nur zum Teil. Dort, wo Führungen oder Vorträge zu Geologie und Geschichte der Brüche und zum alten Steinhandwerk, das uns so großartige Steinbauwerke hinterlassen hat, angeboten werden, ist das Interesse besonders von Seite der Einheimischen groß. Es ist an der Zeit, landauf und landab vermehrt auf dieses kulturelle Erbe aufmerksam zu machen, bevor es verschüttet, überbaut oder im Dickicht verschwunden ist. In Abstimmung mit dem Naturschutz könnten, meist mit relativ einfachen Mitteln, sehenswerte Bereiche wieder zugänglich gemacht werden. Und meist halten die Ortsakten und die staatlichen Archive noch viele nicht gehobene Schätze zur Geschichte der Steingewinnung parat, einer Geschichte, die unmittelbar mit der Entwicklung der Gemeinden verknüpft ist.



Literatur

Wolfgang Werner/Anne-Christine Brehm/Uwe Zäh/Jens Wittenbrink/Stephanie Zumbrink: Freiburger Münster – Die Steine für den Münsterbau: Herkunft – Gewinnung – Verwendung vom Mittelalter bis heute (Schriftenreihe Münsterbauverein), Freiburg i. Br. 2022.

Bianca Burkhardt/Wolfgang Werner/Johannes Mionic: Zu den Natursteinmaterialien am Basler Münster, in: Kunst + Architektur in der Schweiz 70/2, 2019, S. 28–37.

Wolfgang Werner/Jens Wittenbrink/Helmut Bock/Birgit Kimmig: Naturwerksteine aus Baden-Württemberg – Vorkommen, Beschaffenheit und Nutzung, hrsg. vom Landesamt für Geologie, Rohstoffe u. Bergbau Baden-Württemberg; Freiburg i. Br. 2013.

Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau, RP Freiburg: Erläuterungen zu Blatt L 7910/L 7912 Breisach am Rhein/Freiburg i. Br.-Nord. – Kt. mineral. Rohst. Baden-Württ. 1 : 50 000. Freiburg i. Br. 2010.

Sigismund von Elverfeldt-Ulm/Fritz Götz/Andreas Hügler u. a.: 1250 Jahre Heimbach, hrsg. von Freunde der Geschichte Heimbachs, Teningen-Heimbach 2009.

Edmund Weeger: Pfaffenweiler – eine Ortsgeschichte, hrsg. v. Gemeinde Pfaffenweiler, Freiburg i. Br. 1997.

Friedrich Kempf: Heimsuchungen und Schicksale des Freiburger Münsters in Kriegsnot, durch Menschhand und Feuersgefahr. in: Freiburger Münsterblätter 3 (1918), S. 1–26.

Dr. Wolfgang Werner

Im Rebstall 8

79285 Ebringen

11 Zu den Verkaufsschlagern der Heimbacher Steinbruchbetriebe zählten besonders im 18. und 19. Jahrhundert großformatige Laufbrunnen, die aus einem Rohblock gearbeitet waren. Im Bild ein 6,5 m langer Sandsteinbrunnen von 1870 an der Schönbergstraße in Ebringen.

12 Zur Gewinnung eines Molasse-Sandsteins wurde bei Krauchthal nahe Bern (CH) noch Anfang des 20. Jahrhunderts händisch mit der Schrämhacke abgebaut. In etwa so muss man sich den Sandsteinabbau bei Heimbach vorstellen.



(Un)kulturlandschaften der NS-Zeit

Landschaftsarchäologische Perspektiven auf den KZ-Komplex Natzweiler

Im üblichen Sprachgebrauch dürfte der Begriff der Kulturlandschaft überwiegend positiv belegt sein: Siedlungen, Wälder und Fluren, die in aufgeräumtem Wechselspiel die Kulisse heimatlicher Empfindungen abgeben; Acker-, Reb- und Weideland als erbauliches Sinnbild eines Jahr für Jahr sich einstellenden Ernteertrags; Gebäude, kulturelle Relikte und Nutzungsspuren aus vergangenen Zeiten, die sich als vielschichtige Folie hinter die Gegenwart legen und ein Gefühl traditioneller Teilhabe und historischer Identität vermitteln.

Solche „Wohlfühl-Landschaften“, die der Mensch maßgeblich mitgeprägt und zu kultureller und ökologischer Vielfalt entwickelt hat, sind fraglos vorhanden. Sie bilden ein wertvolles Schutzgut, für dessen Bewahrung sich Denkmalpflege, Landschaftsplanung und Naturschutz gemeinsam einsetzen.

Zugleich ist offenkundig, dass ein ausschließlich positiv konnotierter Kulturlandschaftsbegriff nicht ausreicht, um alle Formen anthropogener Landschaftsveränderungen zu beschreiben. Der Mensch kann in seinem Habitat verheerend wirken. Zumeist gehen Landschaft und Kultur dabei gleichermaßen verloren.

Christian Bollacher/Barbara Hausmair/Attila Dészi

Landschaftsarchäologische Perspektiven auf den KZ-Komplex Natzweiler

Beispielhaft zeigen dies Untersuchungen, die im Rahmen des vom Landesamt für Denkmalpflege (LAD) initiierten „Natzweiler-Projektes“ durchgeführt wurden. Das Projekt, über das an dieser Stelle schon berichtet wurde, hat eine Bestandsaufnahme NS-zeitlicher Relikte zum Ziel, die mit dem Konzentrationslager-Komplex Natzweiler in Verbindung stehen. Dabei zeigt eine Betrachtung im kleinen Maßstab – gleichsam aus der Flughöhe der alliierten Luftaufklärung –, dass auch die circa 35 KZ-Außenlager in regelrechte „Kulturlandschaften“ eingebunden waren. Zu deren Bestandteilen zählen neben den Konzentrationslagern selbst weitere Lager für Kriegsgefangene, Zwangsarbeitende, Unterkünfte für SS und anderweitiges Wachpersonal sowie die „Organisation Todt“, die Baustellen riesiger Ölschieferfabriken und Untertageverlegungen, Flugfelder, FLAK-Stellungen, Bombenrichter, Bahn-, Feldbahn- und Wegetrasse, von Häftlingskolonnen ausgetretene Trampelpfade und schließlich deren Massengräber. Auch diese Landschaften des Kulturbruchs und Terrors sind Teil eines Denkmalbestandes, der Höhen und Tiefen des menschlichen Verhaltens und Handelns vor Augen führen will.

Zerstörte Landschaften, zerstörte Leben: das NS-Schieferölprojekt „Unternehmen Wüste“

Am Beispiel des „Unternehmens Wüste“ lässt sich eindrücklich nachvollziehen, wie nachhaltig sich NS-Terror und Kriegsindustrie in die Kulturlandschaft eingeschrieben haben. Da die Treibstoffversorgung der Wehrmacht 1943/44 vor dem Kollaps stand, entschied sich das NS-Regime, das Geheimprojekt „Unternehmen Wüste“ ins Leben zu rufen und die Gewinnung von Ölschiefer im heutigen Zollernalbkreis in industriellem Maßstab voranzutreiben. Hierfür sollten in kürzester Zeit zehn Schieferölfabriken (Wüste 1 bis 10) errichtet werden. Die Bauarbeiten begannen im Sommer 1944. Zur Anwendung kam die sogenannte Meilerverschmelzung. Dabei wurde im Tagebau gebrochener Schiefer in riesigen Meilern verschmolzen, um aus den Schwelgasen Schieferöl zu kondensieren. Mehrere 100 Hektar Agrarfläche zwischen Dußlingen-Nehren und Schörzingen (Abb. 1) wurden beschlagnahmt oder zwangserworben, um die Infrastruktur für das „Unternehmen Wüste“ aus dem Boden zu stampfen. Für die Realisierung des Vorhabens war vor allem eines notwendig: Arbeitskraft. Sieben Außenlager des KZ Natzweiler wurden eingerichtet, mehr als 12 000 KZ-Häftlinge

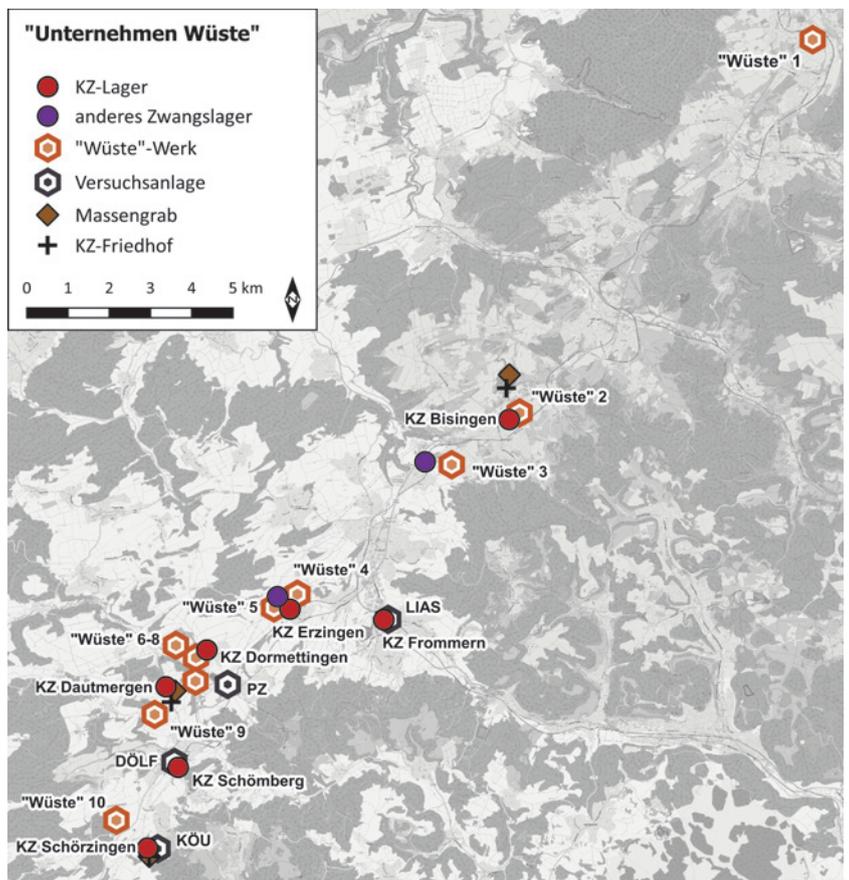
sowie eine noch unbekannte Zahl von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitenden in die Region deportiert und unter unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen zum Bau der Fabriken gezwungen. Mindestens 3470 KZ-Häftlinge starben und wurden in Massengräbern in der Nähe der Lager verscharrt. Die Vernichtung von Ressourcen, Agrarflächen und Menschenleben endete in einem kriegswirtschaftlichen Desaster. Bis Kriegsende konnten nur vier Wüste-Werke in Produktion gehen. Das Meilerschmelzverfahren entpuppte sich angesichts der geringen Ausbeute als technologischer Bankrott. Die französische Besatzungsregierung führte die Produktion in einigen Anlagen zunächst weiter, schloss dann aber bis 1948 alle Werke wegen zu geringer Rentabilität. Maschinen und Metallinfrastruktur wurden demontiert und verkauft, die meisten Fabrikgebäude und Lagerbaracken eingeebnet und das Land rekultiviert. Die lokale Bevölkerung hatte noch Jahrzehnte mit den ökologischen Nachwehen des Schieferölabbaus zu kämpfen: Ölverseuchte Gewässer, verunreinigtes Grundwasser, Luftverschmutzung durch Selbstentzündung von Meilern und mit Industrierelikten kontaminierte Flächen.

„Landschaft“ bedeutet im kulturwissenschaftlichen Sinn die kulturspezifische, subjektive Wahrnehmung einer Gegend als Ganzheit und ist sowohl von den physischen und ökologischen Charakteristiken als auch der Interaktion von Menschen mit dieser Gegend geprägt. Aus einer archäologischen Perspektive lässt sich das „Unternehmen Wüste“ als (Un)kulturlandschaft erschließen, die mehrere Wandlungen durchlebte: von einer NS-zeitlichen Vernichtungslandschaft über eine nachkriegszeitliche Vergessenslandschaft hin zur heutigen Erinnerungslandschaft.

Das „Unternehmen Wüste“ 1944 bis 1945 aus der Luft

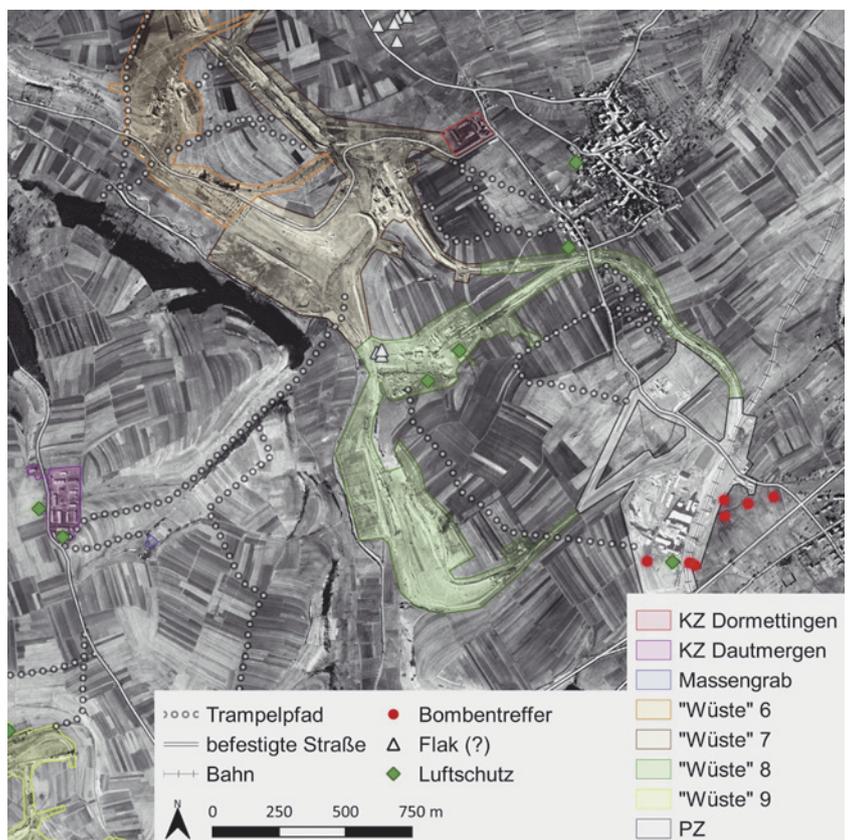
Die zwischen 1944 und 1945 entstandenen Aufnahmen der amerikanischen Luftaufklärung ermöglichen es, die Landschaft des „Unternehmens Wüste“ zu rekonstruieren. Traditionell war das Albvorland von Landwirtschaft und Kleinindustrie geprägt. Auf einem Luftbildpanorama vom Frühjahr 1945 ist erkennbar, wie radikal das „Unternehmen Wüste“ diese lokalen Strukturen veränderte (Abb. 2). Zu sehen sind die Wüste-Werke 6 bis 8 nördlich von Schömburg, die Versuchsanlage der Portland Zement, die KZ-Außenlager Dormettingen und Dautmergen sowie ein Massengrab. Die Aufnahmen zeigen nicht nur die der jeweiligen To-

2 Historisches Luftbildpanorama der Schieferölwerke und Konzentrationslager nördlich von Schömburg im Frühjahr 1945.



pografie angepassten Werke in unterschiedlichen Ausbaustadien, sondern auch, wie eng Kriegswirtschaft und Ausbeutung verstrickt waren und wie nahe sie an die Zivilgesellschaft heranrückten. Ein Geflecht aus Industrieanlagen, Lagern, Mas-

1 Karte des „Unternehmens Wüste“.





3 Betonruinen des Wüste-Werks 10 bei Zepfenhan/Gedenkstätte Eckerwald.

sengräbern, Baustraßen und Trampelpfaden schließt direkt an das Siedlungsgebiet an. Die Demolierung großer Agrarflächen tritt ebenso hervor wie die rücksichtslose Ausbeutung von Menschen. Zerstörung, Ressourcenvernichtung und Tod erzeugten eine vielschichtige Vernichtungslandschaft, deren Entwicklung sich auch zeitlich nachvollziehen lässt. So kann man auf Luftbildern zwischen April und Mai 1945 das stetige Anwachsen des Massengrabes beim Lager Dautmergen nachvollziehen – eine wesentliche Quelle zu Rekonstruktion der Sterberate unter den KZ-Häftlingen.

Landschaftsrekultivierung der Nachkriegszeit

Die heutige archäologische Überlieferung des „Unternehmens Wüste“ ist durch die Rückbaumaßnahmen der 1950er und 1960er Jahre bestimmt. Lager wurden abgerissen, Schieferbrüche verfüllt, Fabrikanlagen gesprengt. Obwohl diese Maßnahmen mitunter beachtliche Geländeänderungen bewirkten, gelang keine restlose Beseitigung der Spuren. So ist die Abbaukante des Wüste-Werks 2 bei Bisingen als markante Geländestufe bis heute erhalten. Auch Öltanks und Traföhäuser haben auf den ehemaligen Werksarealen überdauert. Im Bereich von Wüste 10 misslang der Rückbau der Kondensationsanlage dermaßen, dass ein Wald gepflanzt wurde, um die Ruinen der Schieferölfabrik zumindest zu kaschieren (Abb. 3). Heute können mithilfe aktueller Luftbilder und digitaler Geländemodelle auch ehemalige Feldbahntrassen, im Boden verbliebene Reste von Öltanks oder verfüllte Abbaugruben wieder sichtbar gemacht werden, die mit bloßem Auge kaum erkennbar sind (Abb. 4).

4 Im Boden erhaltene Reste der Kondensationsanlage des Wüste-Werks 3 bei Engstlatt zeichnen sich im heutigen Feldbewuchs ab.

Versuche, die durch die Ölindustrie zerstörte Landschaft wiederherzustellen, folgten aber nicht ausschließlich wirtschaftlichen Überlegungen. Das Ausräumen der Lager und Werke förderte auch Prozesse des Verdrängens und Beschweigens der verübten Verbrechen. Daher muss das in der Nach-

kriegszeit geschaffene Landschaftsbild als eine Vergessenslandschaft verstanden werden, in der lediglich die von der französischen Militärregierung geschaffenen Ehrenfriedhöfe für die KZ-Opfer an das Geschehene erinnerten (Abb. 5). Ihre Lage außerhalb der Ortschaften ermöglichte aber auch hier ein Wegschauen und Verdrängen.

Landschaftstransformation durch Erinnerung und archäologische Erforschung

Das Schweigen wurde erst in den 1980er Jahren gebrochen, als neu entstehende Gedenkinitiativen eine Auseinandersetzung mit der lokalen NS-Geschichte forderten. Die fast vergessenen Spuren des „Unternehmens Wüste“ – Ehrenfriedhöfe und Werksruinen – wurden nun zu wesentlichen Landschaftsmarken der Geschichtsvermittlung. Mit Lehrpfaden, Ausstellungen und didaktischen Programmen motivieren die Gedenkstätten Eckerwald, Bisingen und AK Wüste heute zur aktiven Spurensuche im Gelände und schaffen so eine Erinnerungslandschaft, in der der Opfer der Schieferölfabrik gedacht werden kann und Lern- und Begegnungsräume entstehen.

Durch die denkmalfachliche Erfassung der materiellen Überreste des „Unternehmens Wüste“ erweitert sich diese Erinnerungslandschaft zu einer archäologischen Fundlandschaft (Abb. 6). Die Dokumentation von Bau-, Boden- und Landschaftselementen soll sowohl dem langfristigen Erhalt der noch vorhandenen Spuren, aber auch der Erforschung einer vielschichtigen Kulturlandschaft dienen, welche Vernichtung und Vergessen, aber auch Erinnerung verkörpert.

Untertage-Verlagerungen im Natzweiler-Komplex

Auf die systematische Bombardierung kriegswichtiger Rüstungsbetriebe durch alliierte Luftstreitkräfte reagierte das NS-Regime mit der Verlage-



rung der Betriebe in enge Täler und unterirdische Stollen. Auch hierbei wurde auf die Arbeitskraft von KZ-Häftlingen, Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitenden zurückgegriffen, die in eigens errichteten Lagern untergebracht wurden. Am 1. Mai 1944 wurde der Organisation Todt (OT) mit dem „Amt Bau“ die Leitung der privaten Bauwirtschaft übertragen. Somit war die OT neben der SS zu einer weiteren paramilitärischen Organisation mit Machtmonopol geworden. Ihr oblagen Organisation und Bauaufsicht der Verlagerungsprojekte sowie die Erstellung der Lagerinfrastruktur. Sie war in dieser Rolle mitverantwortlich für die strukturelle Gewalt, der die Häftlinge ausgesetzt waren. Systematische Unterversorgung und unmenschliche Arbeitsbedingungen – das zu absolvierende Arbeitspensum lag bei über 12 Stunden im Tages- und Nachtschichtbetrieb – resultierten in katastrophalen Sterberaten.

Ein vollständiger Überblick zu den geplanten, begonnenen und tatsächlich umgesetzten Verlagerungen in Baden-Württemberg liegt bisher nicht vor. Im Kontext des Natzweiler-Komplexes konnten bis jetzt 14 Verlagerungen ermittelt werden.

Potenzielle Standorte wurden vom Nazi-Regime in Listen erfasst und auf ihre Eignung überprüft: In Betracht kamen Bergwerke, Höhlen und enge Täler, sowie Eisenbahn- und Autobahntunnel (etwa das Salzbergwerk Heilbronn und der Engelbergtunnel bei Leonberg). In Vaihingen/Enz war der Bau eines bombensicheren Großbunkers vorgesehen.

Unter den Bergwerken wählte man solche, in denen große, hallenartige Räume zur Verfügung standen. Sie wurden durch Zwischenwände in Produktionsbereiche mit Maschinen, Verlade- und Lagerflächen, sowie Verwaltungsflächen untergliedert. Das Netzwerk von Produktionsstätten war durch Schienen, Wasserwege und Straßennetze eng miteinander verbunden.

Nur wenige dieser Untertage-Fabriken nahmen die Produktion auf. Nach dem Kriegsende erfolgte oftmals eine Beschlagnahmung, Demontage und Sprengung der Anlagen durch die Alliierten. Teilweise kam es zur Wiederaufnahme der Bergwerkbetriebe oder Nutzung als Lagerflächen.

Erwartungsgemäß sind diese Orte in historischen Luftbildern schwer erkennbar; irreführende Tarnnamen und lückenhafte schriftliche Überlieferung erschweren ihre Lokalisierung. Dennoch können durch eine landschaftsarchäologische Perspektive die räumlichen Ausmaße der Industrialisierungsmaßnahmen wieder deutlicher werden: Die Größenordnung dieser Industrie- und Terrorlandschaften ist durch die Betrachtung einzelner Denkmalobjekte kaum begreifbar. Nur im Zusammenhang lässt sich die einschneidende Überprägung des ländlichen Raumes durch Großindustrieanlagen und der alltägliche Terror erahnen.



5 Ehrenfriedhof für die Opfer des Lagers Schörzingen.



6 Fundamente der Waschbaracke des Lagers Dautmergen bei Ausgrabungen 2019.

„Höllenslager“ Vulkan bei Haslach

Im April 1944 begann das Ingenieurbüro Schlempp aus Berlin mit dem Ausbau der drei separaten Stollen, die die Firma Hartsteinwerke „Vulkan“ seit 1903 für den Amphibolitabbau bei Haslach im Kinzigtal (Ortenaukreis) angelegt hatte; im Herbst 1944 übernahm die OT die Bauleitung. Auf den 18000 erschlossenen m² waren anfangs Flächen für Mannesmann Stahlblechbau vorgesehen; umgesetzt wurde schließlich eine Verlagerung des Daimler-Benz-Werkes Gaggenau. Obwohl 186 Werkzeugmaschinen aufgestellt wurden, kam die Produktion von Kraftfahrzeugteilen (Motorblöcke und Getriebebeschaltungen) vor der Befreiung durch die Alliierten kaum in Gang. Der Betrieb wurde vom französischen Militär beschlagnahmt, 1948 wurden zwei der drei Stollen gesprengt. Im dritten war zunächst die Wiederaufnahme des Bergbaubetriebes geplant, zu der es jedoch nicht kam. 1970 wurde das Areal zur Mülldeponie umfunktionierte und völlig überprägt.

Der Ausbau des Bergwerks wurde durch die Zwangsarbeit von Häftlingen realisiert, die im Straßenbau und im Bergwerk (Abbau, Räumung, Zementarbeiten) arbeiten mussten. In der Stadt Haslach wurden hierzu ab September 1944 399 KZ-Häftlinge aus Natzweiler und 248 KZ-Häftlinge aus Flossenbürg im KZ Haslach/Sportplatz und ab Dezember weitere circa 950 Häftlinge aus den Schirmeck-Außenlagern Rastatt, Gaggenau-Rotenfels und Niederbühl im Lager Kinzigtal und innerhalb des Bergwerkes untergebracht. 1946 wurden 210 Tote aus allen drei Lagern aus einem

7 Kartierung der Arbeitswege für die Häftlinge aus dem KZ Sportplatz (Nordwesten) und KZ Kinzigdamm (Norden) zum Bergwerk Vulkan (Südosten).



Massengrab am Haslacher Friedhof exhumiert. Täglich mussten die Häftlinge von den Lagern durch die Stadt Haslach hinauf zur Stollenanlage marschieren. In Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Vulkan konnten die Arbeitswege der Häftlinge kartiert werden. Als Grundlage dienen alte Straßenverläufe aus historischen Luftbildern und mündliche Überlieferung (Abb. 7). Die Kartierung zeigt, dass eine Distanz von circa 5 km bei 233 Höhenmetern bewältigt werden musste und dass die SS-Wachmannschaften nicht die effektivste Route wählten. Dies fügt sich ein in das bekannte System der Schikane.

Ein Zitat macht klar, was der tägliche Weg für die Häftlinge bedeutete:

„Um in die Steinbrüche zu gelangen, mußte man die Stadt Haslach durchqueren. Unsere Aufseher nötigten uns, im Schritt zu marschieren [...] Der Abstieg war ebenso beschwerlich wie der Aufstieg,

8 Überreste von Einbauten der Untertage-Fabrik bei Haslach im Kinzigtal.



um so mehr, als wir oft vornedraus die gehbehinderten oder die bei der Arbeit oder von den Schlägen verwundeten Kameraden hinunterbringen mußten. Nach einer gewissen Zeit waren es nicht nur Verwundete, sondern Leichen, die wir hinunterbrachten.“ (Zeugenaussagen, zitiert aus Hildenbrandt 1993, S. 462–463)

Im Rahmen des Natzeweiler-Projektes konnten zwei U-Verlagerungen begangen werden (Abb. 8). In Haslach haben sich im nicht gesprengten Stollen eindrucksvolle Relikte erhalten, die in Form eines 3D-Scans dokumentiert werden sollen.

Wie sich zeigte, wurde der unebene Stollenboden durch eingezogene Betonböden ausgeglichen, in denen eingelassene Stellplätze für Maschinen zu erkennen sind. Außerdem wurden ein- bis zweistöckige Gebäude aus Backsteinen errichtet. Unmöglich, sich die Arbeit unter Tage vorzustellen: Maschinenlärm, Hitze und Dunkelheit müssen eine unerträgliche Belastung gewesen sein. Noch beklemmender wirkt der untertägige Terror-Ort, wenn man bedenkt, dass im benachbarten Stollen mehr als 700 Häftlinge ohne Wasserversorgung, Tageslicht, Aborte und medizinische Versorgung knapp vier Monate lang unter Tage leben mussten. Mit Recht gaben sie ihrem Leidensort den Namen „Höllenlager“. Seit 1998 existiert die KZ-Gedenkstätte Vulkan am ehemaligen Stollen des Bergwerks.

Lagernetz am Unterer Neckar

Das seit 1847 aufgefahrene Gipsbergwerk Obrigheim (Neckar-Odenwald-Kreis) wurde im März

1944 als Produktionsfläche für das Daimler-Benz-Flugzeugmotorenwerk Genshagen erschlossen. Im unweit gelegenen Gipsstollen von Neckarzimmern kamen die Vereinigten Kugellagerfabriken VKF unter, auch in Eisenbahntunneln waren Verlagerungsstätten geplant (etwa Asbach-Mörtelstein).

Im Umfeld der Verlagerungsprojekte entstand ein Netz aus sechs KZs und sieben Lagern für sogenannte Ostarbeiter, Militärinternierte und SS-Strafgefangene (Abb. 9). Es wurde bis Kriegsende von mehr als 5000 KZ-Häftlingen und weiteren 5000 Zwangsarbeitenden durchlaufen.

Distanzen von bis zu 17 km wurden hauptsächlich per Zug bewältigt – dies zeigt, dass bei der Standortwahl nicht nur die Aufnahmefähigkeit der Bergwerke, sondern auch ihre Verkehrsanbindung ausschlaggebend war, um Material und Menschen zu bewegen. Ohne die tägliche Bereitstellung der (Zwangs-)Arbeitskräfte wäre die Größenordnung der Bauvorhaben nicht umsetzbar gewesen. Hinzu kamen noch Hunderte Werksangehörige, Wachmannschaften und die angeschlossene Versorgung.

Dieses Netz von Fundorten ist als Gesamtensemble einer dicht verwobenen Industrielandschaft zu sehen, die innerhalb weniger Monate entstand und sich auch wieder auflöste. Nur wenige Relikte haben sich an verschiedenen Orten erhalten – Überreste einer Verladehalle, ein Umschlagbahnhof und insgesamt 17 Baracken, ein Elektro- und Aborthaus. Der „Goldfischpfad“ der Gedenkstätte Neckarelz macht einen Teil des Arbeitsweges der Gefangenen zum Bergwerk erfahrbar.

Im ehemaligen KZ Neckargerach, welches in den letzten Kriegsmonaten als Krankenlager diente, führte das Landesamt für Denkmalpflege geophysikalische Untersuchungen durch. Dabei ergaben sich auf einer unbebauten Grünfläche Hinweise auf noch vorhandene Fundamente ehemaliger Lagergebäude. Zur Bestandsaufnahme der Überreste des KZ Asbach führte das Landesamt für Denkmalpflege ein Survey durch, das zahlreiche Bau- und Erdbefunde des Lagers ergab. Diese Untersuchungen wurden von den jeweiligen Gemeinden unterstützt, eine begleitende Abendveranstaltung der KZ-Gedenkstätte Neckarelz stieß auf reges Interesse. Hierdurch kann die Denkmalpflege auch einen Beitrag dazu leisten, eine Neu-Beschäftigung mit den Lagerorten anzuregen, die außerhalb der Städte liegen und weniger erschlossen sind.

Literatur

Christian Bollacher/Attila Dézsi: Relikte nationalsozialistischer Konzentrationslager in Baden-Württemberg. Ein Erfassungsprojekt der Archäologischen Denkmalpflege, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 50/3, 2021, S. 177–183.

Barbara Hausmair: „Vernichtungslandschaft Wüste“. Zur Materialität des NS-Terrors außerhalb des Lagerzauns, in: Archäologie der Moderne. Standpunkte und Perspektiven, Historische Archäologie Sonderband, hrsg. v. Fritz Jürgens/Ulrich Müller, Bonn 2020, S. 333–369.

Barbara Hausmair/Christian Bollacher: Archäologische Einblicke in zwei Konzentrationslager des Unternehmens ‚Wüste‘ im Zollernalbkreis, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2019, 2020, S. 326–330.

Dr. Christian Bollacher

Attila Dézsi

Landesamt für Denkmalpflege

im Regierungspräsidium Stuttgart

Dienstszitz Esslingen

Prof. Dr. Barbara Hausmair

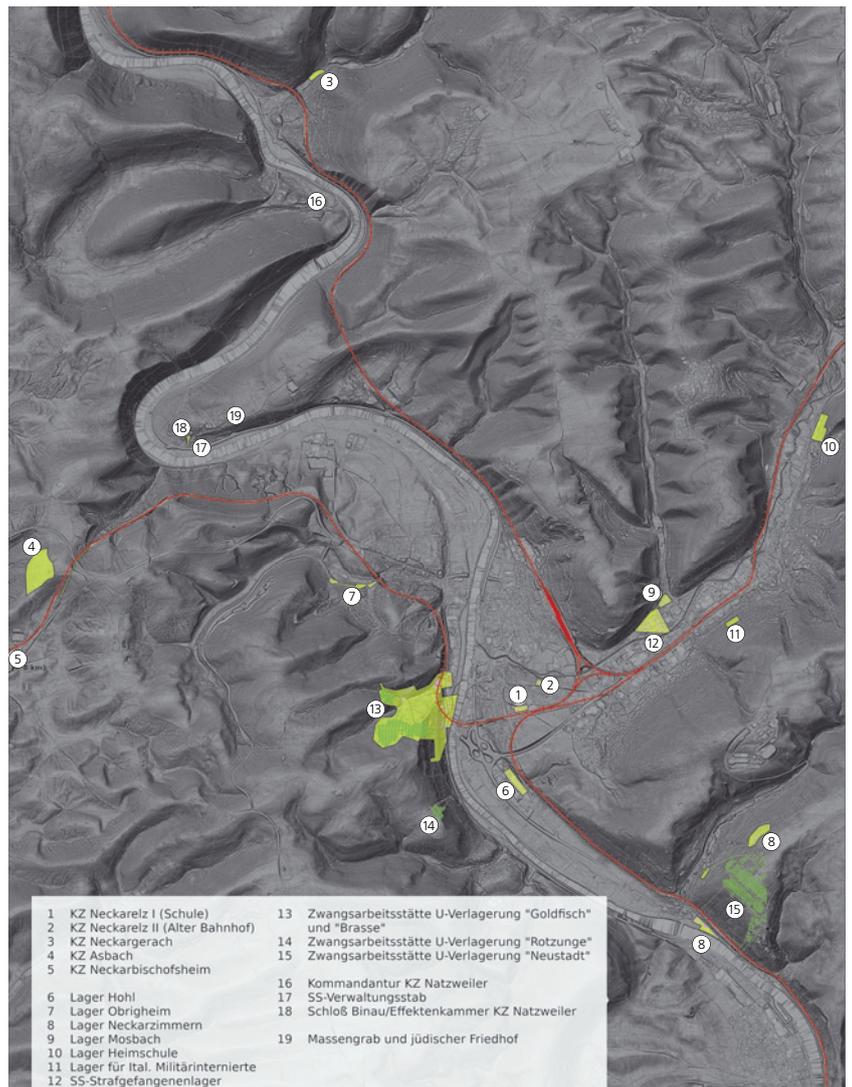
Institut für Archäologien

Universität Innsbruck

Langer Weg 11

6020 Innsbruck

9 Neckarlager und Kommandantur (gelb), Untertage-Verlagerungen (grün) und Schienenanbindungen (rot).





Gegen den Farbverlust in unseren Städten Georg Meistersmanns keramische Wand- gestaltungen in Karlsruhe und Mannheim

1960 erhielt Georg Meistersmann den Auftrag, die Außenfassade des damals neu erbauten Hörsaalgebäudes des Thermodynamischen Instituts der Technischen Hochschule Karlsruhe (heute: KIT) künstlerisch zu gestalten. Fast zeitgleich führte er für das Staatliche Gesundheitsamt in Mannheim eine weitere Keramikwand aus. Beide Arbeiten aus gebranntem und glasiertem Ton wurden in Zusammenarbeit mit der Staatlichen Majolika-Manufaktur Karlsruhe realisiert. Sie stehen am Anfang von Meistersmanns lebenslangem Interesse am Material Keramik. Für die 2016 erkannte Denkmaleigenschaft des Hörsaals spielt die blau schimmernde Verkleidung eine erhebliche Rolle. Die Karlsruher Lösung und die Mannheimer Wand veranschaulichen beispielhaft, welche Bedeutung der „Kunst am Bau“ für die Ausdeutung von Architektur zukommen kann.

Liane Wilhelmus

Meistersmanns erster Auftrag in Keramik

Von Beginn seiner künstlerischen Karriere an war Georg Meistersmann den Monumentalkünsten gegenüber aufgeschlossen. Er arbeitete vor allem in der Glas- und Wandmalerei, fertigte Mosaik und Grafitti und eben auch Keramikwände. Letztere sind bis heute wenig bekannt und wissenschaftlich nicht aufgearbeitet. Seine erste keramische Wandgestaltung entstand 1960/61 in Baden-Württemberg für ein Hörsaalgebäude auf dem Campus der Karlsruher Technischen Hochschule. Bereits ein Jahr zuvor war Horst Linde, Architekt und Ministerialdirigent am Stuttgarter Finanzministerium, in dieser Sache an Georg Meistersmann herangetre-

ten. Linde und Meistersmann waren seit Anfang der 1950er Jahre miteinander bekannt, arbeiteten an mehreren Aufträgen vor allem im Bereich Glasgestaltung zusammen, wie erstmals 1956 für das Markgrafenbad (heute: Cassiopeia-Therme) in Badenweiler. Am 19. Dezember 1960 beauftragte Heinrich Gremmelspacher, Oberbaurat und damals Leiter des Bauamtes der Technischen Hochschule Karlsruhe, Georg Meistersmann die Außenfassaden des um 1960 neu erbauten Hörsaalgebäudes des Thermodynamischen Instituts der Technischen Hochschule Karlsruhe (heute: Rudolf-Plank-Hörsaal, Institut für Technische Thermodynamik und Kältetechnik, KIT) zu entwerfen (Abb. 1). Während Meistersmann bei seinen Glas-

1 Hörsaal des ehem Kälteinstituts, Ansicht von Süden.





malereien in der Regel von maßstabsverkleinerten Entwürfen absah, lieferte er für die Karlsruher Wandgestaltung eine Arbeitsskizze im Maßstab 1:50 und einen maßstabsgetreuen Ausführungsentwurf. Letzteren präsentierte er Anfang 1961 und bezeichnete diesen in einem Brief als einen „Modellentwurf“ und „Vorentwurf“ (Meistermann, 11. Februar 1961). Die keramische Gestaltung setzte Meistermann in Zusammenarbeit mit der Staatlichen Majolika-Manufaktur Karlsruhe um. Das Arbeiten im Wandrelief hatte Meistermann bereits Ende der 1950er Jahre in Freiburg am Radiologischen Institut der Universität und am Hörsaalgebäude der Pädagogischen Hochschule (beide datiert auf 1956/57) erprobt, allerdings in Beton (vgl. dazu Beitrag Wilhelmus, Heft 3/2019, S. 187–191). Während er dort im Flachrelief arbeitete, ging er bei der keramischen Gestaltung auch ins Hochrelief.

„Ein gerahmter, blauer Kristall“

Der Baukörper des Hörsaals ist den langrechteckigen Riegeln der Institutsgebäude westlich vorgeklammert und wird ausgehend von einem Zwischentrakt mittels eines verglasten Verbindungsgangs erschlossen. Durch seine schräge Ausrichtung, seine trapezoide Form und seine leuchtende Farbigekeit steht er in einem deutlichen Kontrast zu den kubischen, nüchternen Betonskelettbauten. Drei Seiten des aufgeständerten Saalbaus sind vollflächig mit Keramikkacheln verkleidet, nur die nördliche Längsseite ist durchfenstert. Betonbänder entlang der Bodenplatte und der Dachkante rahmen und betonen den trapezförmigen Zugschnitt des Baukörpers. Entsprechend der Höhenstaffelung im Hörsaal und der Verbreiterung des Raums zum Lehrpult laufen Dach- und Bodenlinie aufeinander zu und sind weitwinklig angestellt.

Die Grundgestaltung der Wände beruht auf quadratischen, changierend blauen Keramikplatten, die trotz Relieffestaltung klar erkennbar bleiben. In direkter Auseinandersetzung mit dem Material

arbeitete Meistermann unterstützt von drei Studierenden verschiedenste Reliefstrukturen auf und in die noch feuchten Kacheln ein. Diese Strukturen verbinden die einzelnen Quadratplatten miteinander. Die Südseite ist die Schauseite des Baukörpers zum Engler-Bunte-Ring hin. Die Außenwand ist aufgrund ihrer Gestaltung in drei ineinander übergehende Abschnitte unterteilbar (Abb. 2). Während sich im linken Abschnitt vom unteren und oberen Rand breit lagernde, aufgeschichtete und sich überlappende Felder auf die Fläche schieben, mitunter von unregelmäßigen Punkten begleitet, und sich am linken Rand feinste horizontale und vertikale Lineaturen zeigen, materialisieren sich durch Aufschichtungen von Ton in der Flächenmitte horizontale schwebende Felder. Dazwischen scheinen serielle, technoid-maschinell anmutende Elemente auf. Diese rhythmisch gestalteten Felder leiten zum mittleren Wandabschnitt über, wo ähnliche Diagonalen schweben, sich verflüchtigen, neu materialisieren oder von tiefen Kerben und Wülsten sowie schließlich feinen Lineaturen aufgelöst werden. Auch hier finden sich am oberen Rand horizontale Aufwerfungen, die sich überlappen und über weitere Felder geschoben sind. Der rechte Teil der Außenwand zeigt schließlich Schraffuren, zart angedeutete lineare Felder und Aufwerfungen auf einer freieren Grundfläche. Am rechten und oberen Rand erscheinen sich überlagernde geometrische Motive, wie lamellenartige Felder und mit Schraffuren gestaltete Vierecke sowie kristalline Gestaltungen. Die östliche Seite, die von dem gläsernen Durchgangstrakt durchstoßen wird, ist mit monumentalen diagonalen, sich kreuzenden Lineaturen gestaltet, die von seriellen wulstigen Punkten begleitet werden (Abb. 3). Über den Diagonalen schwebt oben rechts eine Art Sinuskurve. Die westliche Kopfseite des Baus ist überzogen mit einer unregelmäßigen, rhythmischen Anordnung kleiner fleckenartiger, schräger Formen, die alleine, zu zweit oder zu dritt je in der Mitte einer Kachel angeordnet sind und aus dem noch weichen Material herausgekerbt wurden. Vor allem an den

2 Hörsaalbau von Nordwesten.



3 Ansicht von Nord-Osten.

Wandrändern und mitunter bis in die Wandmitte finden sich Kacheln mit feinen Lineaturen (Abb. 4). Die inhaltliche Gestaltung entwickelte Meistermann, wie seit Beginn seiner Auseinandersetzung mit den Monumentalkünsten seit Ende der 1930er Jahre, aus den Inhalten und Vorgängen im Gebäude, hier des Kältetechnischen Instituts und der dortigen Arbeit mit Schnee- und Eiskristallen, die er in kristallinen Formen und feinen Lineaturen auf die Platten setzte. Aus der Ferne kaum wahrnehmbar, erschließen sich diese Formierungen aus der Nabsicht. Aber auch die Fernsicht auf das Gebäude berücksichtigte er, in dem er die Gebäudehülle gestaltete „wie ein einziger, vom gelben Stein der angrenzenden Trakte gerahmter, blauer Kristall“ (Meistermann 1963, zitiert nach Lederbogen/Merkel 2000, S. 58).“

Kunst am Bau an der Technischen Hochschule Karlsruhe

Die Beauftragung Meistermanns fällt in seine Zeit als Professor an der Kunstakademie Karlsruhe, eine Position, die er 1960 antrat und bis zu seiner Pensionierung 1976, zeitweise als stellvertretender Rektor der Kunstakademie, innehatte. Seit Mitte der 1950er Jahre war Meistermann bei verschiedenen, auch staatlichen Aufträgen in Baden-Württemberg als Entwerfer herangezogen worden. Für die künstlerische Ausgestaltung von Campus und Gebäuden der nach 1945 stark expandierenden Technischen Hochschule wurden nationale und internationale Künstlerinnen und Künstler beauftragt, die eine weite Spannweite an künstlerischen Ausdrucksformen zeigen. Vor allem die Lehrenden an der Karlsruher Staatlichen Akademie der Bildenden Künste wurden zur künstlerischen Gestaltung herangezogen, wie beispielsweise neben Georg Meistermann auch Horst Antes, Klaus Arnold oder Karlheinz J. Overkott, der zeitweise Meistermanns Assistent war. Die Vergabe von Aufträ-

gen erfolgte bis Anfang der 1970er Jahre in den meisten Fällen mittels direktem Auftrag. In der Regel wurden diese Kunstwerke im Rahmen des 1955 in Baden-Württemberg eingeführten „Kunst am Bau“-Programms mit maximal zwei Prozent der Bausumme umgesetzt. Ursula Merkel verwies darauf, dass gerade im ersten Jahrzehnt vor allem mit der Architektur verbundene Wandgestaltungen realisiert wurden. So führten etwa Erich Hauser am Physik- und Chemiegebäude (Gebäude P der Hochschule Karlsruhe – Technik und Wirtschaft) und Klaus Arnold am Kollegiengebäude der Fakultät für Maschinenbau, beide 1961 entstanden, Schalenbetonreliefs aus, deren geometrische, in die Wand vertiefte bzw. aus dieser hervortretenden Gestaltungen von Licht und Schatten belebt werden. Dieses Spiel mit Licht und Schatten ist auch bei Meistermanns Arbeit von Bedeutung, wohingegen sich seine Gestaltung organischer und weniger streng ausformuliert ausnimmt.

Die Keramikwand für das Staatliche Gesundheitsamt Mannheim

Auch bei seiner zweiten keramischen Wandgestaltung spielten die Modellierung von Licht und Schatten und die Haptik des Materials Keramik eine wesentliche Rolle. 1962 fertigte er für den Neubau des Staatlichen Gesundheitsamts in Mannheim (heute Zulassungsstelle der Universität) eine Treppenhauswand, die abermals in einer Kooperation mit der Staatlichen Majolika-Manufaktur Karlsruhe ausgeführt wurde (Abb. 6). Meistermann war zu dieser Zeit in Mannheim kein Unbekannter, stellte er doch 1959 im dortigen Kunstverein im Schloss und der Kunsthalle aus. Im Gegensatz zur Karlsruher Fassadengestaltung sind die Keramikplatten in der Mannheimer Darstellung im zweiten Obergeschoss des rechten Treppenhauses unregelmäßig ausformuliert und der Gesamtkomposition des rechteckigen Bildes in Wellenformen unterworfen. Die dunkelblaue Grundfläche ist von den verschiedenen, sich in das Bild schiebenden Farbflächen sowie mitunter bewegten schwarzen Linien durchzogen. Ein türkisgrünes breites Band, das von schwarzen schmaleren Bändern und links weißen Einkerbungen begleitet wird, zieht sich leicht schräg ausgerichtet über die gesamte Bildhöhe und schließt die linke Bildhälfte ab. Schollenartig schieben sich in der rechten Bildhälfte vom unteren Rand her schräg gelagerte Rechtecke auf die dunkelblaue Fläche, die an ihren Enden von einem stark durchfurchten weißen, quer gelagerten Feld abgeschlossen werden. Seriell angeordnete punktuelle Aufwerfungen beschließen den Bereich. Mehr noch als in Karlsruhe ist die Fläche haptisch durchgestaltet,

dem vor dem Brand weichen Material Rechnung getragen. Während die Bildsprache Elemente der tektonischen Gestaltungen seiner ölmalerischen Bilderserie der „Grundrisse“ aufruft, erinnert die gestische schwarze Linie wie auch das besondere Interesse am Taktilen und Haptischen des Materials an Elemente des damals u. a. in Deutschland vorherrschenden Kunststils des sogenannten Informel. Die Auseinandersetzung mit Grund- und Aufriss, die zu einer tektonisch-geometrischen Formensprache führte, ist nun wiederum in das Dreidimensionale überführt, das Schieben und Drängen der Farbfelder und die darin wirkenden Kräfte über das bearbeitete Material noch eindringlicher formuliert. Zusammenhänge mit der Architektur und Lage des Gebäudes scheinen sich in Farbe und Anlage der Komposition zu spiegeln: im Blau, das an den nahe gelegenen Rhein erinnert, oder in den ansteigenden Feldern in der rechten unteren Bildhälfte, die auf das Auf- und Absteigende des Treppenhauses zu verweisen scheinen. Dieser unmittelbare Zusammenhang in der ehemals sogenannten Treppenhalle ist mittlerweile aufgrund von eingezogenen Bürowänden, die der Keramik den eigentlich benötigten Platz und Freiraum zur Wirkung nehmen, stark gemindert (Abb. 6).

Die Kooperation mit der Staatlichen Majolika-Manufaktur Karlsruhe

Meistermanns erste keramischen Wandarbeiten in Karlsruhe und Mannheim führte die Staatliche Majolika-Manufaktur in Karlsruhe aus. Diese war 1901 von Großherzog Friedrich I. gegründet worden und 1919 in staatlichen Besitz übergegangen. Ab 1910 stellte der Bereich der Baukeramik einen wichtigen Zweig der Großherzoglichen Majolika-Manufaktur dar. Mit Umzug in das neue Fabrikgebäude im Hardtwald 1909 erhielt die Manufaktur eine Abteilung Baukeramik unter der Leitung des Architekten Hans Großmann, ab 1924 unter Paul Speck und schließlich Erwin Spuler, der Bindeglied in der Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg war. Neben den festangestellten Ent-

werfern lieferten von Beginn an externe Künstler im Rahmen von Wettbewerben oder als Direkt-auftrag – wie bei Georg Meistermann – Entwürfe für kunstkeramische Objekte und Wandgestaltungen. In den 1950er Jahren hatte das Finanzministerium Baden-Württemberg sogar dezidiert eine Beauftragung der Majolika-Manufaktur bei staatlichen Gebäuden gefordert.

Die Arbeit mit Keramik traf einen Nerv der Zeit. Seit den 1920er Jahren, vor allem ab den 1940er Jahren, lässt sich insbesondere bei französischen Künstlern eine Vorliebe für das Material Keramik bei Skulptur, Gefäß und Wandgestaltungen erkennen. Ab den späten 1940er Jahren entstanden die keramischen Wandarbeiten von Henri Matisse in Assy (1947/48) und Vence (1954), von Jorn Ansgar in Aarhuis (1959) und von Joan Miró in Paris (1956–1958). Auch in Deutschland war die künstlerische Gestaltung mit Keramik beliebt.

Meistermanns Überlegungen zur „Kunst am Bau“

Meistermann stimmte seine monumentalen Arbeiten stets auf den architektonischen Kontext ab. Dies konnte formaler Art sein oder auf inhaltlicher Ebene erfolgen. Mit dem Thema „Kunst am Bau“ und „Kunst im öffentlichen Raum“ sowie weiterführend „Kunst und Gesellschaft“ beschäftigte sich Meistermann entsprechend auch auf theoretischer Ebene eingehend. Ab den 1960er Jahren, vor allem während seiner Zeit als Präsident des Deutschen Künstlerbundes (1967–1972), wurde es zu einem seiner kunst- und kulturpolitischen Hauptthemen. In seinem Vortrag „Architektur und bildende Künste“ forderte er, dass „sie [=die Architekten] von einem Maler oder Bildhauer mehr verlangen [sollten], als immer das ähnliche Ergebnis freier Arbeit auch an der Architektur zuzulassen. [...] Kaum etwas von dieser Differenziertheit schlägt sich bei den Aufgaben als Anspruch an die Künstler nieder. Die Schaufensterdekorateure sind ihnen da weit voraus. Das Schaufenster eines Friseurs sieht anders aus, weil es etwas anderes ist als jenes einer Möbelfabrik“ (Meistermann 1966, zi-

4 Detail der gewölbten Südwand.

5 Detail der Keramikwand.





6 Universität Mannheim, ehem. Gesundheitsamt L 1, 1: Keramikwand im 2. Obergeschoss des rechten Treppenhauses.

tiert nach Pese 1981). Seine öffentlichen Werke sollten „dem Gesinnungsträger gerecht werden“ (Meistermann 1977, ebenda). Wesentlich war für Meistermann daher der Kontakt mit den Architekten und Bauherren von Beginn der gemeinsamen Projekte an. Immer wieder kreierte Meistermann den Verlust der Farbe in den Städten an. „Die Farbe verschwindet aus dem Bild der Städte, sie bieten der Phantasie der Menschen keinen Halt mehr [...] Man könnte zum Beispiel die oft riesigen Kahlwände von Hochhäusern an den Ausfallstraßen farbig gestalten, in großen Treppenhäusern dieser Straße farbiges Glas spielen lassen [...] Der Mensch braucht Anregungen für seine Phantasie, um sich erfüllen zu können.“ (Meistermann 1966, ebenda) Mit seinen eigenen meist farbvollen Werken im öffentlichen Raum und an öffentlichen Gebäuden, wie auch in Karlsruhe und Mannheim, arbeitete er bewusst gegen diesen von ihm angeprangerten Farbverlust.

Ein lebenslanges Interesse an Keramik

Die beiden mit der Karlsruher Majolika-Manufaktur ausgeführten Wandgestaltungen in Baden-Württemberg blieben zunächst die einzigen monumentalen Auseinandersetzungen mit der Keramik. Dennoch schien ihn die Arbeit mit dem weichen und frei formbaren Material und leuchtstark einfärbbaren Glasuren zu begeistern. Ein Jahr später, 1963, wurden Wandgestaltungen für zwei Majolikawände für das Haupttreppenhaus des Psychologischen Instituts an der Universität Bonn zwischen Georg Meistermann und Heinrich Lützeler, damals Ordinarius am dortigen Kunsthistorischen Institut, besprochen. Die Idee zerschlug sich schließlich, auch aus finanziellen Gründen, zu Gunsten von Fenstergestaltungen. 1973 wollte

Meistermann eine keramische Gestaltung für die Eingangshalle des neuen Verwaltungsgebäudes des ZDF auf dem Mainzer Lerchenberg umsetzen, die zu Gunsten von Wandmalereien nach seinem Entwurf jedoch ebenso nicht ausgeführt wurde. In seinen letzten Lebensjahren erhielt er schließlich die Gelegenheit, eine letzte keramische Wandgestaltung in der Eingangshalle der Agentur für Arbeit in Bayreuth 1988/89 und in Zusammenarbeit mit der Firma Keramik Ebinger aus Bad Ems auszuführen. Sie setzt seine in den frühen Baden-Württemberger Keramikwänden aufgeworfenen Ideen von sich materialisierenden Kräften und Rhythmen sowie einer starken Haptik fort.

Literatur und Quellen

- Ursula Merkel: Vom Spaltkopf zur Hirnlandschaft. Kunst auf dem Campus der Universität Karlsruhe, in: Kritische Wege zur Moderne. Festschrift für Dietrich Schubert, hrsg. v. Kirsten Fitzke/Zita Ágota Pataki, Stuttgart 2012, S. 156–174.
- Monika Bachmayer/Peter Schmitt: Karlsruher Majolika 1901–2001, 100 Jahre Kunstkeramik des 20. Jahrhunderts, Karlsruhe 2001.
- Rolf Lederbogen/Ursula Merkel: Kunstwerke und Technikobjekte der Universität Karlsruhe 1825–2000, Karlsruhe 2000.
- Finanzministerium Baden-Württemberg (Hrsg.): Kunst an Staatlichen Bauten in Baden-Württemberg, 1980–1995, Ostfildern 1995.
- Claus Pese (Hrsg.): Georg Meistermann. Werke und Dokumente, Nürnberg 1981.
- Deutsches Kunstarchiv am Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (DKA): Nachlass Georg Meistermann, IB 80, Briefe Georg Meistermann, 11. 2. 1961; 26. 6. 1962; Staatshochbauamt Bonn, Protokollniederschrift 9. 7. 1963;
- Harald Seiler (Hrsg.): Georg Meistermann. Gemälde – Ausstellungskatalog Mannheim, Recklinghausen 1959.

Praktischer Hinweis

KIT Karlsruhe
Engler-Bunte-Ring
76131 Karlsruhe

Universität Mannheim
L 1,1
68161 Mannheim
Frei zugänglich.

Dr. Liane Wilhelmus
Institut für Europäische Kunstgeschichte
Universität Heidelberg
Seminarstraße 4
69117 Heidelberg

Schulbibliotheken

Jedem bekannt – nur nicht als Kulturdenkmale

Zumindest in der älteren Generation gibt es wohl kaum jemanden, bei dem das Stichwort „Schulbibliothek“ keine Erinnerungen weckt, sei es an das Recherchieren für Referate, das Ausleihen von Jugendliteratur oder einfach nur das ungestörte „Chillen“ in Hohlstunden. Als Kulturdenkmale dürften solche Bibliotheken dagegen nur den wenigsten bekannt sein. Einige Schulbibliotheken in Baden-Württemberg enthalten aber nicht nur erstaunlich alte und seltene Bände, sondern haben auch eine Entstehungs- und Sammlungsgeschichte, die sie zu bedeutenden Zeugnissen der Landes- und der Bildungsgeschichte macht. Exemplarisch soll dies anhand der historischen Bibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasiums in Konstanz dargestellt werden.

Dieter Büchner

Die Vorgeschichte der Konstanzer Gymnasialbibliothek

Die Gründungsgeschichte dieser Bibliothek reicht bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Bis dahin war Konstanz von dem ehemaligen Alpirsbacher Prior Ambrosius Blarer (1492–1564), der am Münster die Stelle des Predigers der reformierten Lehre bekleidete, zusammen mit dem Theologen und Juristen Johannes Zwick (um 1496–1542), zu einem Zentrum der Reformation in Südwestdeutschland gemacht worden. Dies und wohl noch mehr die politische Annäherung der reichsfreien Stadt an die benachbarte Eidgenossenschaft erzürnten den katholischen Kaiser Karl V. (1500–1558). Nachdem Konstanz sich ihm im Schmalkaldischen Krieg nicht unterwerfen wollte, schickte er im August 1548 spanische Truppen. Nach der Übergabe der Stadt nahm er ihr die Reichsfreiheit, degradierte sie zur österreichischen Landstadt und führte die katholische Konfession wieder ein.

Die Konstanzer Bevölkerung blieb konfessionell jedoch renitent und der Bischof musste noch jahrelang in seinem Exil, der Meersburger Residenz, ausharren. Eine echte Rekatholisierung schien ihm schließlich nur noch mit einer langfristigen Umerzählung der Bevölkerung erreichbar zu sein. Seit 1566 betrieb der Konstanzer Kardinalbischof Mark Sittich von Hohenems (1533–1595) deshalb die Niederlassung von Jesuiten zwecks Gründung eines Seminars, wobei ihm sehr zupass kam, dass das Tridentinum kurz zuvor eben die Errichtung eines Priesterseminars an jedem Bischofssitz gefordert hatte.

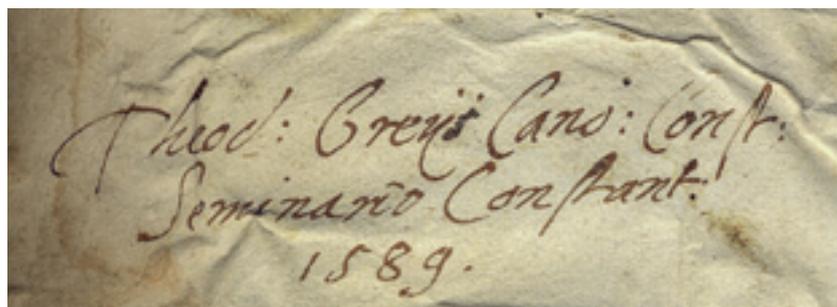
Schon bald nach Bekanntwerden dieser Pläne traten Stifter auf, die für die künftige Seminarbibliothek zahlreiche Bücher zur Verfügung stellten. Der erste war der Generalvikar Theodor Greyß (Vikar 1555–1573), der seine mehr als 130 Titel zählende Sammlung von Schriften lateinischer und griechischer Klassiker sowie historischer, theologischer und philosophischer Abhandlungen im Jahr 1589 dem künftigen Seminar vermachte (Abb. 1). Dies war der Startschuss für die spätere Schulbibliothek, die alleine schon durch ihre Vorgeschichte ein Denkmal der Landesgeschichte und vor allem der Gegenreformation ist.

Die Bibliothek des Konstanzer Jesuitenkollegs

Allerdings sollte es noch eineinhalb Jahrzehnte dauern, bis es nach langwierigen Verhandlungen zwischen den habsburgischen Landesherren, dem Rat der Stadt, dem Bischof und den Jesuiten tatsächlich zu deren Ansiedlung in Konstanz kam. 1604 war es jedoch so weit, wenn auch nicht in Gestalt des ursprünglich geplanten Priesterseminars, so doch eines Kollegs. Am 18. Oktober die-



1 Ex libris des Konstanzer Kanonikers Theodor Greyß aus dem Jahr 1589 mit Donationsvermerk an das künftige Konstanzer Priesterseminar (C 47, Suso-Bibliothek Konstanz).



(1551/52–1609), Herr zu Hüfingen, Staufeu und Randegg und Oberhaupt der Radolfzeller Ritterschafft, bei der er intensiv um Unterstützung der Kollegengründung geworben hatte. Die bedeutendste Stiftung des frühen 17. Jahrhunderts stammt von dem Dekan Laurentius Zoller aus Wiesensteig, aus dessen Besitz über 500 Bände in die Bibliothek gelangten. Die zahlreichen Stiftungen in der Anfangszeit der Bibliothek zeigen, welche großen Hoffnungen man in katholischen Kreisen der Stadt Konstanz und des gesamten Umlandes auf das Jesuitenkolleg im Hinblick auf die erwünschte Rekatholisierung setzte.

Die Lehrziele des Kollegs spiegeln sich im ältesten, um 1730 angelegten handschriftlichen Bibliothekskatalog mit dem Titel „Catalogi bibliothecae Collegii Costantiense Societate Jesu“ wider. Dieser Katalog lässt erkennen, dass hauptsächlich theologische Werke gesammelt wurden, darunter auch etliche reformatorische Schriften, die man im Zuge der jesuitischen Kontroverstheologie zu widerlegen suchte (Abb. 3). Ein weiteres wichtiges Unterrichtsziel war die vollkommene Beherrschung der lateinischen Sprache, die sich in der Erwerbung der jeweils frühesten Gesamt- oder Einzelausgaben sämtlicher lateinischer Schulautoren von der Antike bis zur Neuzeit niederschlug. Weitere Titel verdanken sich spezifisch jesuitischen Interessen, so etwa Werke über Länder, in denen die Jesuiten missionierten (Abb. 4). Wiederum andere belegen eher die Breite deren wissenschaftlicher Betätigung von der Astronomie bis hin zur



6 *Iris pratensis* und *Viola matronalis* im „Hortus Eystettensis“ von Basilius Beseler aus dem Jahr 1640, dem bekanntesten Pflanzenbuch des 17. Jahrhunderts (Jb 12X, Suso-Bibliothek Konstanz, Provenienz Jesuitenkolleg).



Botanik (Abb. 6), Medizin (Abb. 5) und Kartografie (Abb. 7). Die Bestände der bis 1773 auf 11 511 Bände angewachsenen Bibliothek des damaligen Kollegs dokumentieren somit die jesuitischen Interessens- und Bildungsziele und machen sie zu einem Denkmal der zentralen Rolle der Jesuiten bei der gegenreformatorischen Erziehung der Bevölkerung.

Die Schulbibliothek zur Zeit der Aufklärung und Säkularisation

Die Bibliothek blieb auch nach der Auflösung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. im Jahr 1773 erhalten. Zunächst wurde der Unterricht sogar von den Jesuitenpatres weitergeführt. Schon bald wurde das „Collegium Josephinum“, benannt nach dem aufklärerischen habsburgischen Kaiser Joseph II. (1741–1790), jedoch endgültig aufgelöst und 1784 verstaatlicht. Die Vertreibung der Jesuitenpatres ging für die Bibliothek mit erheblichen Verlusten einher, die zunächst kaum ausgeglichen werden konnten.

Einen großen Bestandszuwachs brachte dann jedoch die Säkularisation, durch die infolge der Aufhebung der Konstanzer Klöster der Augustiner, Benediktiner, Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner im Jahre 1803 große Büchermassen frei wurden. Nach der Auflösung Vorderösterreichs und dem Übergang der Stadt Konstanz an Baden im Jahre 1806 wurden die Klosterbibliotheken in das nunmehrige Großherzoglich Badische Lyzeum geschafft und vom Lyzeumspräfekten verzeichnet (Abb. 8). Aus den Bücherbeständen der aufgehobenen Konstanzer Klöster sowie der nahegelegenen Benediktinerklöster Petershausen, Reichenau und Öhningen konnten sich dann bevorzugt zwar

7 Der Atlas „Belgica Florens, Belgica Destructa“ von Franz Hogenberg, Köln 1588, ist eines von weltweit nur drei erhaltenen Exemplaren, oben der Besitzvermerk „Collegii Soc Jesu Constantia“ (Hd 6 X, Suso-Bibliothek Konstanz, Provenienz Jesuitenkolleg).

die Landes- und Universitätsbibliotheken bedienen, bevor die Schule zum Zuge kam. Aber dennoch erhielt deren Bibliothek einen stattlichen Zugewinn vor allem älteren Schriftguts, das heute den schönsten und wertvollsten Teil des Bestandes ausmacht, insbesondere etliche spätmittelalterliche Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts (Abb. 9; 10) sowie Inkunabeln, also Frühdrucke aus der Zeit vor 1500 (Abb. 11; 12). Durch dieses umfangreiche Säkularisationsgut wurde die Bibliothek von einem bloßen Denkmal der Gegenreformation auch zu einem solchen der Aufklärung und Säkularisation.

Die Lyzeumsbibliothek im 19. Jahrhundert

Schon bald nach der Lyzeumsgründung erfolgten zahlreiche durch hohe Anschaffungsetats und große Stiftungen ermöglichte Neuzugänge. So gelang 1826 der Erwerb der Bibliothek des in Konstanz ansässig gewesenen Staatsrates Joseph Albrecht von Ittner (1754–1825) mit vielen Klassikerausgaben für rund 900 Gulden. Im Jahre 1833 flossen 1300 Bände aus einem 1813 gegründeten

Leseverein in die Bibliotheksbestände ein und 1846 erhielt die Bibliothek 1160 Bände aus der Hinterlassenschaft des Konstanzer Domdekans, Freiburger Universitätsprofessors für Orientalistik, Altes und Neues Testament sowie ehemaligen Lyzeumsschülers Ritter Johann Leonhard von Hug (1765–1846). Später gelang noch der Ankauf der Bibliothek des früheren Lyzeumdirektors Joseph Schmeißer (gestorben 1855) mit rund 1500 Bänden vorwiegend theologischer und philosophischer Literatur und 1862 schließlich schenkte Franz Mayer (1811–1889) der Bibliothek 418 Bände französischer Klassiker.

Diese umfangreichen Neuerwerbungen deuten an, dass sich die Bildungsziele als Folge der Aufklärung und Säkularisation bzw. der daraus resultierenden Überführung der Klosterschulen in städtische oder staatliche Trägerschaft vollkommen gewandelt hatten. So stand beispielsweise in der Philologie jetzt nicht mehr nur das Studium des Griechischen und vor allem des Lateinischen auf dem Unterrichtsplan, sondern ebenso dasjenige der modernen Sprachen. Neben der Lektüre der französischen und englischen Klassiker war nun auch das Studium der deutschen Literatur und der neuen Wissenschaft der Germanistik vorgesehen. Ebenso reüssierten die Mathematik sowie die Natur- und die Geschichtswissenschaften. Dieser erweiterte Bildungskanon spiegelt sich auch in der wohl noch auf das 19. Jahrhundert zurückgehenden und bis heute gültigen Systematik der Bibliothek wider: Angeführt werden deren zehn Abteilungen – abgesehen von den an erster Stelle genannten Enzyklopädien und Bibliografien – zwar noch immer von den klassischen Wissenschaften der Theologie, der Juristik, der Philosophie und der Altphilologie. Diese Abteilungen wurden dann teils jedoch ergänzt um moderne Fächer wie Volkswirtschaft oder Pädagogik, während andere „moderne“ Wissenschaften wie Altertumskunde, Germanistik, Geschichte und Geografie sogar neue Abteilungen bilden.

Die moderne Geschichte der Konstanzer Gymnasialbibliothek

Im Jahre 1911 wurde die Bibliothek aus dem Gebäude des ehemaligen Jesuitenkollegs beim Münster (Abb. 13) in den Schulneubau an der Neuhauser Straße überführt, in dem sie sich bis heute befindet. Im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts drohten der Bibliothek eine Reihe von Gefahren. So sollte das damalige Schlageter-Gymnasium gemäß Erlass der badischen Regierung vom 4. Juni 1933 Werke von jüdischen und anderen unliebsamen Autoren melden. Dass die Schulleitung dann aber keinen einzigen Titel nach Karlsruhe übermittelte, obwohl man von den insgesamt 637

8 Erste Seite aus dem Kräuterbuch „Tractatus de virtutibus herbarum“, Vicenza 1491, unten und rechts der Stempel der „Lyceums-Bibliothek Konstanz“ (Jb 5, Suso-Bibliothek Konstanz).





indizierten Autoren mit Sicherheit viele Werke be-
saß, blieb merkwürdigerweise ohne Folgen.
Die nächste Gefahr stellte ein ministerialer Erlass
vom 29. Januar 1940 dar, der die Auflösung aller
alten badischen Gymnasialbibliotheken zugunsten
der Universitätsbibliotheken in Freiburg und Hei-
delberg sowie der Landesbibliothek in Karlsruhe
verfügte. Zunächst wurde dieser Erlass zwar aus-
gesetzt, nach der Zerstörung der Landesbibliothek
durch einen Luftangriff im Jahr 1943 sollte diese
jedoch mit den Beständen der Gymnasialbiblio-
theken entschädigt werden. Dieses Vorhaben
wurde dann aber auf die Zeit nach Kriegsende ver-
schoben und schließlich fallen gelassen, ebenso
wie vierzig Jahre später ein Plan der Stadt Kon-
stanz, die Schulbibliothek mit der Wessenberg-
und Stadtbibliothek zusammenzulegen.
Die letzten Jahrzehnte brachten für die Schul-
bibliothek schließlich eine Konsolidierung durch
eine zunächst von der Stiftung Kulturgut Baden-
Württemberg und später von der Deutschen For-
schungsgemeinschaft finanzierten mehrjährigen
Kampagne zur Restaurierung und Neukatalogi-
sierung. Dabei wurden unter den heute mehr als
24 000 Titeln der Bibliothek circa 9800 alte Bände
erfasst, darunter etwa 80 mittelalterliche Hand-
schriften und 214 Inkunabeln, circa 2300 Titel des

16., 1600 Titel des 17. und 1500 Titel des 18. Jahr-
hunderts. Im Jahre 2004 erfolgte schließlich die
Eintragung der historischen Bibliothek als beweg-
liches Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung
in das Denkmalbuch.

Weitere historische Gymnasial- bibliotheken in Baden-Württemberg

Außer der Bibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasi-
ums wurden in Baden-Württemberg in den letzten
Jahren noch fünf weitere historische Schulbiblio-
theken als bewegliche Kulturdenkmale von be-
sonderer Bedeutung in das Denkmalbuch einge-
tragen. Deren Gründungs- und Sammlungsges-
chichten weisen viele Parallelen zu derjenigen der
Konstanzer Bibliothek auf.

So basiert auch die Bibliothek des Peutingergym-
nasiums in Ellwangen auf den Beständen einer Je-
suitenschule, die 1658 gegründet worden war.
Durch verschiedene Erwerbungen von privaten Bi-
bliotheken, unter anderem derjenigen des na-
mensgebenden Ellwanger Stiftsdekans Ignatius
Desiderius von Peutingen (1641–1718), wurde die
Bibliothek im Laufe der Zeit erweitert. Infolge der
Säkularisation fielen ihr im frühen 19. Jahrhundert
ebenfalls wertvolle Bestände zu, die aus dem Ell-

9 Seite in einem Gradu-
ale des 14. Jahrhunderts,
Handschrift auf Perga-
ment, oben der alte Be-
sitzvermerk des Franzis-
kanerklosters (Hs 74,
Suso-Bibliothek Kon-
stanz, Provenienz Franzis-
kanerkloster Konstanz).

10 Initiale E in einem
Breviarium romanum,
Mitte 15. Jahrhundert,
Handschrift auf Perga-
ment, (Hs 4, Suso-Biblio-
thek Konstanz).

wanger Stiftskapitel, der fürstpröpstlichen Hofbibliothek und aus aufgehobenen Klöstern in Ulm und Oberschwaben stammten.

Auch die ehemalige Lehrerbibliothek im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium in Rastatt fußt auf Beständen einer Ordensschule, in diesem Fall der 1715 in Rastatt gegründeten Piaristenschule. 1808 wurde diese mit dem Lyzeum von Baden-Baden vereinigt. Auf diese Weise kam die Ratstatter Bibliothek in den Besitz dessen Buchbestände, die wiederum auf das 1642 in Baden-Baden gegründete und 1773 aufgehobene Jesuitenkolleg zurückgehen. Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde die Bibliothek dann vor allem um Nachlässe von Professoren bereichert, die ehemals Lehrer in Rastatt gewesen waren.

Die Bibliothek des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg geht auf den Franziskaner- oder Minoritenorden zurück, der in Offenburg um das Jahr 1280 ein Kloster und 1660 eine Lateinschule gründete. Im Zuge der Säkularisation wurde 1803 die Schule verstaatlicht und 1815 das Kloster aufgeho-

ben. Dessen Bibliothek überführte man nun in das Gymnasium und vermehrte sie durch weitere Bestände aus den ehemaligen Bibliotheken der Offenburger Kapuziner und der Gengenbacher Reichsabtei. Später trugen vor allem Nachlässe und Schenkungen zur Bestandserweiterung bei.

Im Unterschied zu den genannten Bibliotheken bauierte diejenige des Rottweiler Albertus-Magnus-Gymnasiums zunächst nicht auf einer kirchlichen, sondern einer städtischen Einrichtung. So betrieb die Stadt Rottweil seit Ende des 13. Jahrhunderts eine Lateinschule, aus der in der Zeit des Frühhumanismus bedeutende Gelehrte hervorgingen. Im 17. und 18. Jahrhundert gab die Stadt die Leitung der Schule dann aber wiederum in die Hände verschiedener Orden, zuletzt der Jesuiten. Nach deren Verbot 1773 fiel die Bibliothek wieder an die Stadt, wodurch sie nicht nur vor der Säkularisation bewahrt wurde, sondern durch Übernahme von Beständen aufgehobener Klöster sogar von ihr profitierte.

Auch dem Berthold-Gymnasium in Freiburg ging keine kirchliche Einrichtung, sondern ein Pädagogium voraus, das die Freiburger Universität im Jahr 1572 zwecks Vorbereitung der künftigen Studenten auf das Universitätsstudium eingerichtet hatte. Diese Schule hatte keine eigene Bibliothek, sondern nutzte diejenige der Universität. Dies blieb auch so nachdem der Benediktinerorden 1792 das Gymnasium übernahm. 1806 gelangte das Gymnasium aber im Zuge der Säkularisation an das Großherzogtum Baden, das dann endlich eine eigene Schulbibliothek einrichtete. Deren Grundstock bildeten Bücher aus aufgehobenen Klöstern. Infolge eines Luftangriffs voranbrannten 1944 große Teile des Bestands.

Zusammenfassung

Schulbibliotheken mit historischen Beständen gehen zumeist auf kirchliche Institutionen zurück, oft auf Jesuitenkollegien, aber auch auf Klöster anderer Orden. Selbst in den wenigen Fällen, in denen Schulbibliotheken ursprünglich auf städtischen oder landesherrlichen Gründungen beruhen, gelangten diese im Laufe ihrer Geschichte in der Regel in kirchliche Verwaltung. Dies belegt eindrucksvoll die Bedeutung der Orden, insbesondere desjenigen der Jesuiten, für die Geschichte der Schulbildung.

Eine weitere Gemeinsamkeit der genannten historischen Schulbibliotheken im deutschen Südwesten ist, dass sie durchweg von den Klosteraufhebungen in der Zeit der Aufklärung und vor allem von denjenigen in der Folge der Säkularisation profitierten. Bestände der ehemaligen Klosterbibliotheken finden sich deshalb nicht nur in den großen Landes- und Universitätsbibliotheken,

11 Seite aus dem „Liber sextus decretalium“ des Papstes Bonifatius VIII. von 1481; in den Dekretalen wurden päpstliche Entscheidungen zu kirchenrechtlichen Fragen publiziert (C 84X, Suso-Bibliothek Konstanz, Provenienz Kapuzinerkloster Konstanz).





Aufgrund ihrer Entstehungs- und Sammlungsgeschichte, ihrer oft seltenen und wertvollen Titel und ihren spezifischen Zusammensetzungen sind die vorgestellten historischen Schulbibliotheken bedeutende Zeugnisse gleichermaßen der Landesgeschichte, der Geschichte des Buch- und Bibliothekswesens sowie der Geschichte der Schulbildung.

12 Kolorierter Holz-schnitt mit den Hll. Elisabeth und Maria in der Inkunabel „Expositio misse“ (Auslegung der heiligen Messe), Augsburg 1484 (BC 30X, Suso-Bibliothek Konstanz, Provenienz Franziskanerkloster Konstanz).

Literatur

Wolfgang Zimmermann: Bildung verändert eine städtische Gesellschaft – Gründung des Konstanzer Jesuitengymnasiums im Jahr 1604, in: 400 Jahre Heinrich-Suso-Gymnasium Konstanz 1604–2004, hrsg. v. Heinrich-Suso-Gymnasium Konstanz, Bad Buchau 2004, S. 14–25.

Heinrich-Suso-Gymnasium Konstanz (Hg.): 400 Jahre Suso-Bibliothek 1604–2004, Bad Buchau 2004.

Wolfgang Kehr (Hrsg.): Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 7–9 (Baden-Württemberg und Saarland), Hildesheim/Zürich/New York 1994.

sondern auch in den vergleichsweise unbekannteren alten Schulbibliotheken.

Ein gemeinsames Merkmal dieser Schulbibliotheken ist weiter, dass sie im Laufe ihrer Geschichte immer wieder durch Nachlässe und Schenkungen bereichert wurden, sei es weil sich die Stifter wie bei der Konstanzer Bibliothek dadurch ein Einwirken auf die Schüler in ihrem Sinne – hier der Rückführung der Bevölkerung zum alten Glauben – versprachen, sei es von Persönlichkeiten, die sich als ehemalige Schüler oder aus anderen Gründen der jeweiligen Schule verbunden fühlten.

Angesichts der Entstehungs- und Sammlungsgeschichten dieser Schulbibliotheken verwundert es jedenfalls nicht, dass sie über zahlreiche alte und seltene Bände verfügen, darunter etliche Handschriften und Inkunabeln. Solche wertvollen Rara und Unikate tragen denn auch wesentlich zum besonderen Denkmalwert der jeweiligen Bibliothek bei.

Ebenso denkmalkonstituierend sind jedoch die Zusammensetzungen der Bestände. So sind die Altbestände dieser Schulbibliotheken deutlich von ihren meist kirchlichen Trägern geprägt. Diesen Provenienzen sind naturgemäß zahlreiche Werke der Theologie, aber auch des Humanismus, der klassischen Philologie oder der Philosophie geschuldet. Meist erst im 19. Jahrhundert und damit in der Zeit der städtischen oder staatlichen Trägerschaft sowie der Entwicklung eines modernen Bildungskansons wurden dagegen Titel aus den Bereichen der Naturwissenschaften, der Germanistik, der Neuphilologie oder der Pädagogik angeschafft.

Praktischer Hinweis

Die Bestände der Suso-Bibliothek können im Online-Katalog des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes (SWB) recherchiert werden (swb.bsz-bw.de/DB=2.203). Die Inkunabeln sind auch im Inkunabelkatalog der Uni Tübingen verzeichnet (www.inka.uni-tuebingen.de). Eine Einsichtnahme in Bände kann in der Universitätsbibliothek Konstanz erfolgen.

Dr. Dieter Büchner

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Esslingen

13 Der Bibliothekssaal im ehemaligen Konstanzer Jesuitenkolleg, Aufnahme aus der Zeit vor 1911.





Funktioniert und erfreut seit mehr als 100 Jahren Die Markthalle in Stuttgart

Die 1914 eröffnete Markthalle ist eine der Hauptsehenswürdigkeiten Stuttgarts. Dank ihrer Architektur, der Kunst am Bau und der andauernden Nutzung als öffentliche Marktstätte für regionale und mittlerweile auch exotische Lebensmittel bietet ihr Besuch Einheimischen und Besuchern ein unterhaltsames und auch sinnliches Erlebnis. Anfang der 1970er Jahre war ihr Fortbestand gefährdet. Die Denkmalbehörden, engagierte Bürger und das Umdenken der Stadtverwaltung bewahrten den Bau vor Abbruch und Umnutzung. Der Beitrag befasst sich nicht nur mit der Baugeschichte der Markthalle, sondern auch mit der Leistung sowohl des Architekten als auch der teils erstmals genannten Stahlbetonbauer und Bildhauer. Den Arbeiten der Kunstmaler und den späteren Überarbeitungen der Gemälde an der Markthalle widmet sich der anschließende Beitrag. Die hier auch vorgestellten nutzungsverbessernden und denkmalerhaltenden Maßnahmen – zuletzt an den Torblättern – haben den „Gaumen Stuttgarts“ bis in die Zukunft gesichert.

Judith Breuer

1 Lageplan von 1911 mit Rotkartierung der anstelle von Stadtdirektion und Gemüsehalle geplanten Markthalle in Stuttgart, im Norden das Alte Schloss, im Nordwesten die Stiftskirche.

Der Vorgängerbau

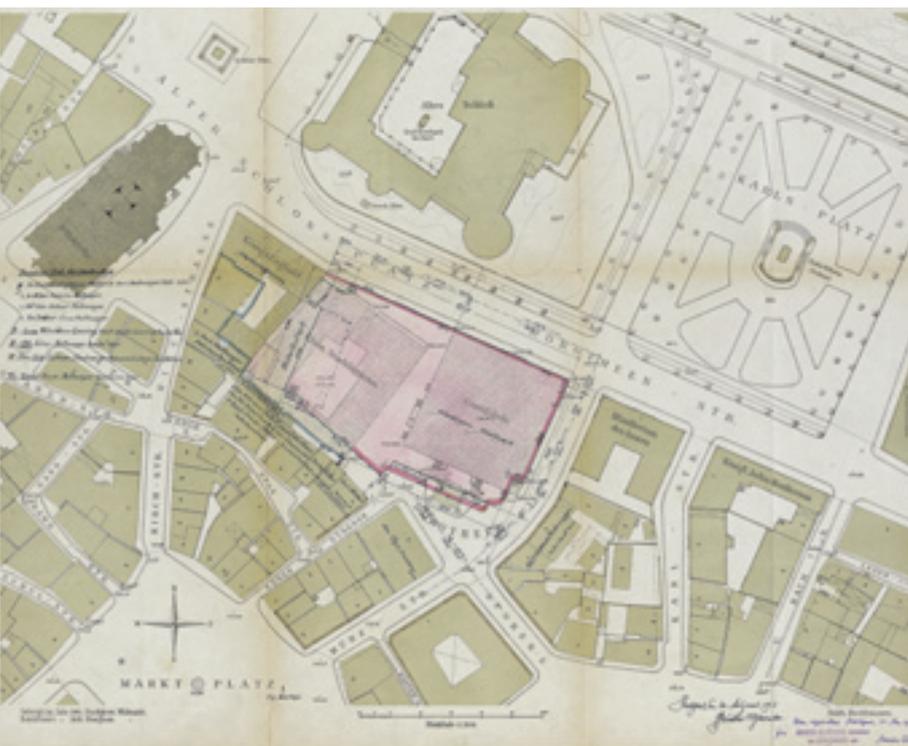
Die Markthalle hatte einen kleineren Vorgängerbau, die Gemüsehalle, 1863 bis 1865 als Eisen-Glaskonstruktion nach Entwurf von Baurat Georg Morlok (1815–1896), dem Erbauer des zweiten Bahnhofs Stuttgart, im Quartier zwischen Altem

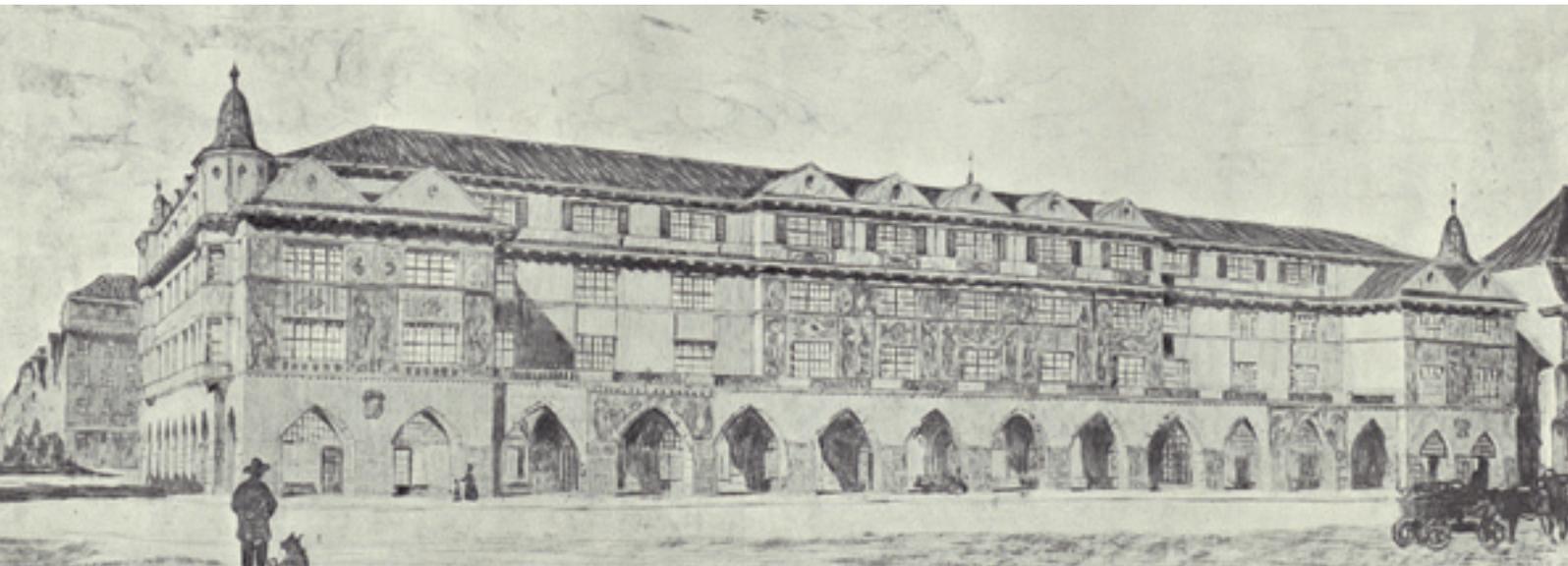
Schloss und Marktplatz errichtet. Diese erste, bis 1912 genutzte Markthalle war eine Stiftung von König Wilhelm I. und nahm den östlichen Bereich der heutigen Halle ein. Wegen ihrer Transparenz und Helligkeit war die Konstruktion beliebt, doch erwies sich der Aufenthalt darin im Hochsommer und Winter als wenig angenehm. Auch eignete sie sich nicht für die nach wenigen Jahrzehnten gewünschte Sortimentserweiterung.

Der Wettbewerb

Um 1890 befasste man sich in Stuttgart mit den Möglichkeiten sowohl einer Vergrößerung der Gemüsehalle als auch eines größeren Neubaus. 1906 beantragte Gemeinderat Heinrich Rettich im Rat der Kollegen den Beschluss zur Errichtung einer neuen größeren Markthalle anstelle der alten Halle und eines Nachbargebäudes. Dabei forderte er bereits einen Wettbewerb.

Am 13. Juni 1910 lobte das städtische Hochbauamt schließlich einen Architekturwettbewerb unter in Stuttgart geborenen oder sesshaften Architekten zur „Erlangung von Skizzen für eine Markthalle“ aus, also einer innerstädtischen Detailmarkthalle anstelle der bisherigen Gemüsehalle und der angrenzenden Stadtdirektion (Abb. 1). Als Bauprogramm wurde eine massive Bauweise, ein glasüberdeckter Hof für Obst- und Gemüsestände, Räume in den Obergeschossen für städtische Büros,





die neueste Haustechnik und eine harmonische Einfügung in die Umgebung vorgegeben. 77 Entwürfe lagen zum 1. Oktober 1910 vor. Dem Entwurf mit dem Kennwort „Form + Farbe“ verlieh das Preisgericht den ersten Preis, weil er „bei klarer zweckmäßiger Gestaltung der Grundrisse ... eine ungewöhnlich vornehme und monumentale Haltung“ zeigte (Abb. 2). Urheber war der erst 26-jährige in Tübingen geborene Martin Elsaesser (1884–1957). Der von ihm vorgesehene Bau ist nur in Grundfläche und Volumen monumental, in der Höhe dagegen bescheiden. Für die Konstruktion wählte Elsaesser Stahlbeton wegen der langen Lebensdauer bei geringem Unterhaltsaufwand. Studiert hatte Martin Elsaesser an den Technischen Hochschulen München bei Friedrich von Thiersch und Stuttgart bei Theodor Fischer, bei dem er die Reform- und Heimatschutzarchitektur kennenlernte. 1905 machte er sich als Architekt selbständig, doch arbeitete er 1911 bis 1913 zugleich an der Technischen Hochschule Stuttgart als Assistent von Paul Bonatz. Dieser reichte zusammen mit seinem Büropartner Friedrich Eugen Scholer (1874–1949) ebenfalls einen Entwurf für die Markthalle in Stuttgart ein, der allerdings zweitplaziert wurde.

Bauvorbereitung und -verwirklichung

Am 17. November 1910 beschloss die Stadtverwaltung die Vergabe der Bauausführungsplanung an Elsaesser. Vor der endgültigen Ausarbeitung der Pläne, zwischen Januar und Mai 1911, reiste der Architekt mit einer Gruppe von Gemeinderäten und Bürgern in mehrere Städte des Deutschen Reichs, um die dortigen Markthallen zu besuchen. Als jüngste Vertreterin dieser Bauaufgabe besichtigte die Delegation die Markthalle in Breslau, 1906 bis 1908 mit gotisierenden Backsteinfassaden und innen sichtbarer Stahlbetonkonstruktion mit parabelförmigen Bindern erbaut, und die Groß-

markthalle in München–Sendling, deren vier Hallen mit ebenfalls parabelförmigen Eisenbetonbindern seit 1910 im Bau waren. Die Reiseeindrücke wirkten sich insofern auf die Stuttgarter Markthalle aus, als Elsaesser in der Baugesuchsplanung und im späteren Bau die Stahlbetonbinder der Halle deutlicher sichtbar vorsah, wenn auch in Form von flachen Segmentbögen. An den Gliederungen der Fassaden des Wettbewerbsentwurfs hielt er dagegen weitgehend fest.

Am 13. Mai 1912 erfolgte nicht nur die endgültige Baugenehmigung, sondern auch die Grundsteinlegung für die 4400 qm große Markthalle. Nachdem bereits im Sommer 1911 die Stadtdirektion abgebrochen worden war, wurde von April bis Juni 1912 auch die Gemüsehalle abgetragen. Sogleich ließ man mittels Dampfhammer zahlreiche 6 bis 8 m lange Eisenbetonpfähle in den sumpfigen Grundrammen und fundamentierte so bis Oktober 1912 etwa ein Drittel des hier ungünstigen Bauplatzes für den Neubau.

Im Mai 1913 war der Rohbau fertig. Nach anderthalb Jahren Bauzeit, am 31. Januar 1914, wurde die Markthalle feierlich eröffnet. Ab dem 2. Februar 1914 stand sie mit ihrem breit gefächerten Lebensmittelangebot nach neuestem hygienischem Standard dann auch der Allgemeinheit jeden Werktag offen. Ergänzend fanden weiterhin an drei Vormittagen in der Woche – wie noch heute – Märkte unter freiem Himmel statt.

Einbindung, Gliederung, Stil und Materialien der Markthalle

Gegliedert sind die Ansichtsseiten der Markthalle jeweils entsprechend ihrer Umgebung, damals Giebelhäuser auf kleinen Parzellen und bis heute das Alte Schloss. Der der südlichen viergeschossigen Längsseite vorgelagerte dreigeschossige Trakt unter Schleppehdach besitzt unten große vorgeblen-

2 Martin Elsaessers Wettbewerbsentwurf von 1910 für eine Markthalle in Stuttgart. Ansicht gegen die Dorotheenstraße mit einskizzierten Wandbildern.



3 Die Markthalle zur Ecke Karlsplatz/Münzstraße kurz nach der Eröffnung Anfang 1914 noch ohne die großen Wandgemälde.

dete Rundbögen. An seiner Südostecke erhebt sich ein Rundbauteil unter Kegeldach, der die Gestalt der Ecktürme des Alten Schlosses aufgreift. Gegen Altes Schloss und Karlsplatz im Norden ist der ehemals in den Obergeschossen nur Büros bergende Bauteil viergeschossig und weist zwei Stand-erker auf, dazwischen einen eingeschossigen Terrassenvorbau mit durchgängigen Spitzbogenarkaden und zwei Portalen, jeweils in der von den Ecken gerechneten vierten Achse (Abb. 3). Bauteile und Gliederungen des Baus wirken pittoresk, haben weitgehend gotisierende, dabei expressionistisch interpretierte Formen. Jugendstil lebt in den schmiedeeisernen Gittern vor einzelnen Oberlichtern nach.

Die Fassaden, im Kern aus Backsteinmauerwerk, sind weitgehend verputzt und hatten ursprünglich keinen Anstrich, waren sandfarben. Teilflächen der Hauptschauseite zur Dorotheenstraße im Norden

waren dagegen rotbraun gestrichen. Die erhabenen Fassadenteile sind aus Stein gearbeitet. Muschelkalkstein ist bei den beiden Portalen an der Hauptschauseite und an den Pfeilern der Nord- und Ostfassade eingesetzt. Dagegen bestehen alle Fenstergewände, Teile der Erker, die Blendpfeiler an der Südseite und die Konsolgesimse aus Kunststein, einem Produkt der Ulmer Firma E. Schwenk aus Zement und gemahlenem Muschelkalkstein.

Die figürlichen Bildhauerarbeiten an und in der Markthalle

Bildhauerischer Schmuck ergänzt die Architektur insbesondere an den beiden Portalen. Beide öffnen sich jeweils in einem gedrungenen Spitzbogen und sind durch Blendlisenen gegliedert. Gemeinsam sind den Portalen zudem die Skulpturen je einer Echse über den äußeren kräftigen Lisenen und das Mittelmedaillon mit einer springenden Stute, dem Wappentier Stuttgarts. Allein das Portal zum Karlsplatz weist über den Lisenen reliefiert gearbeitete Putten auf, die unter anderem einen Fisch, einen Vogel und Weintrauben in der Hand halten (Abb. 4). An der Hand eines Putto hat sich, daher sein weinerlicher Gesichtsausdruck, ein Krebs festgebissen (Abb. S. 110 oben).

Das Motiv im Medaillon des Portals gegenüber dem Alten Schloss ist etwas abgewandelt, das Pferd ist hier von einem Fohlen begleitet (Abb. 5). Die sonstigen Bildmotive hier veranschaulichen noch deutlicher die Funktion des Baus. Die Flächen zwischen den Kapitellen der Lisenen schmücken Reliefs mit vier volkstümlichen und humorvollen Marktszenen (Abb. 6, 7).

Eine zeitgenössische im Stadtarchiv verwahrte Liste der beteiligten Unternehmer nennt als Bildhauer des „Hauptportals“ Jakob Brüllmann (1872–1938). Da die Bildhauerarbeiten an den Portalen

4 Das Putten-Portal der Markthalle gegen den Karlsplatz nahe der Münzstraße, Arbeit des Bildhauers Jakob Brüllmann. Zustand 2022.



5 Das Markthallen-Portal nahe Altem Schloss, geschmückt mit Marktszenen-Reliefs von Jakob Brüllmann, aktuelles Foto.





einander ähneln, dürfte Brüllmann an beiden gearbeitet haben. Der gebürtige Schweizer, seit 1900 Bürger in Stuttgart, schuf ebenfalls 1913 vor dem Marmorsaal im Park der Stuttgarter Villa Weißenburg die Säule mit der Personifikation des Frühlings einschließlich der Putten.

In der genannten Liste ist ein weiterer Bildhauer namentlich als Urheber verschiedener plastischer Arbeiten geführt. Dass die „drollige(n) Tiergestalten“ an der Fassade der Markthalle zum Karlsplatz von Bildhauer Josef Zeitler (1871–1958) stammen, erfährt eine entsprechend interessierte Öffentlichkeit allerdings erst durch den monografischen Beitrag von Felix Schuster im Schwäbischen Heimatbuch von 1937. Zeitler, geboren in Fürth, seit 1897 in Stuttgart ansässig und den Stuttgartern wegen seines volkstümlichen Hans-im-Glück-Brunnens von 1909 bekannt, dürfte auch Schöpfer der kleineren Bildhauerarbeiten an der Münzstraße und im Inneren der Halle sein, wie einer Stute mit Fohlen an der Brüstung und von Steinböcken seitlich der Empore (Abb. 8).

Den bildnerischen Schmuck runden seit der Fertigstellung der Halle farbige Fassadenbilder mit Darstellungen von Bäuerinnen und Jägern ab, die von Franz H. Gref und Wilhelm Nida-Rümelin stammen (s. Folgebeitrag).

Das Innere der Markthalle

Die Markthalle birgt einen Großraum mit einer formal und im Material modernen Tragkonstruktion (Abb. 9; 10; 11). Diese schuf das auf Eisenbetonbau und Dreigelenkbögen spezialisierte Unternehmen Buchheim & Heister mit Sitzen in Frankfurt/Main, Stuttgart und Ulm, welches auch die Eisenpfahlgründung ausführte. In einem Achsabstand von rund 5 m überspannen elf Eisenbetonbinder die 25 m breite und etwa 60 m lange Halle. Die Träger bestehen oben aus Dreiecksbindern, die das

Bere gläserne Satteldach tragen, und aus den unter dem Glasdach innen sichtbaren Hauptbogenbindern, die die innere Glasebene aufnehmen. Davon gehen senkrecht Zugstäbe zu den darunter querenden Zuggurten ab. Über diesen öffnen sich an den Langseiten in einer obergadenartig eingezogenen Zone eine Reihe von Fenstern, deren Flügel zur Belüftung des Raums von außen zu öffnen sind. Dank der schon im Wettbewerbsentwurf vorgesehenen Verglasung in zwei Ebenen ist die Halle bis heute vor direkter Sonneneinstrahlung geschützt.

Im Erd- und Galeriegeschoss befanden sich ursprünglich 108 feste Verkaufsstände mit einheitlichen Abschränkungen. Heute gibt es nur noch etwa 33, dabei größere Stände im Erdgeschoss. Das Halleninnere ist unten von gedrungenen Spitz-

6 *Fischverkäufer mit Kundin, eines der vier Reliefs des J. Brüllmann am Markthallen-Portal beim Alten Schloss, Zustand 2022.*

7 *Marktstand mit totem Hasen, Kundin und Marktfrau, Relief des J. Brüllmann am Portal beim Alten Schloss, Zustand 2022.*

8 *Blick auf Empore und Ceresbrunnen der Markthalle. Zustand 1915.*





9 Die Halle von der Empore gesehen, Zustand 1914/15 mit der 1944 zerstörten Uhr.

10 Die Halle mit dem von 1935 bis 1949 bestehenden Wandbild über der Empore, Zustand um 1935.

bogenarkaden umgeben. Eine zweiarmige Treppe an der Schmalseite erschließt die Empore und die umlaufende Galerie im ersten Obergeschoss (Abb. 8). Deren rechteckige Öffnungen flankieren je ein Pfeiler oder eine Säule. Die fantasievollen Kapitelle schuf der württembergische Bildhauer Christian Scheufele (1884–1915), ein Schüler Jakob Brüllmanns.

Gestrichen war das Halleninnere in einem „lichten Gelb“. Dazu stehen bis heute ockerfarbene



und rahmende schwarze Fliesen an den Erdgeschosspfeilern. Von der Decke hing bis zu ihrer Zerstörung im Krieg eine elektrische Uhr, deren Gehäuse von 3 m Durchmesser die Kunstschmiede Karl Ebinger geschaffen hatte, von der auch die Ziergitter an den Türöffnungen stammen. Ein weiterer Blickfang war der Brunnen aus glasierten Majolika-Kacheln in der damals offenen Arkade zwischen den Treppenarmen. Er war bekrönt von der bei der Eröffnung noch provisorisch aus Gips, ab 1916 ebenfalls aus Majolika gearbeiteten Sitzfigur einer Ceres, Göttin der Fruchtbarkeit und des Ackerbaus, die der Schlesier Ulfert Janssen (1878–1956) entworfen und modelliert hatte, seit 1911 Professor für Modellieren und Aktzeichnen an der Technischen Hochschule Stuttgart (Abb. 8).

Von Beginn an führten durch das Portal zum Karlsplatz Schienen in die Markthalle, die für die spätere Anbindung einer Bahn zur bequemeren Warenzufuhr bestimmt waren. Verzögert durch den Ausbruch des Weltkriegs sorgte die Stadt erst 1916 für einen Gleisanschluss aus Richtung Planie. Aufgegeben wurde die Güterzufuhr über Gleis um 1948/49.

Die Markthalle in den 1930er bis 1950er Jahren

Infolge der ab 1933 aggressiven deutschnationalen und antisemitischen Politik wurden die jüdischen Händler der Markthalle verwiesen. Um 1935 manifestierte sich der Nationalsozialismus an der nordwestlichen Stirnseite der Halle auch in einem Wandbild des Oberschwaben Erwin Hetsch (1895–1978). Es zeigte Winzer, Bauern und Fischer bei der Arbeit vor einer steinernen Bogenbrücke unter einem Adler, der einen Eichenlaubkranz mit Hakenkreuz in den Fängen hielt (Abb. 10).

Zwischen dem 25. und 29. Juli und dann besonders heftig am 12. September 1944 wurde Stuttgart von Luftangriffen heimgesucht, wobei die Markthalle, insbesondere die Dachkonstruktion, beschädigt wurden. Der Ceresbrunnen ging sogar verloren. Ab Kriegsende wurde die Halle instandgesetzt. 1947 konnte darin wieder Markt stattfinden (Abb. 12).

Die ersten Akten zur Markthalle im Landesamt für Denkmalpflege stammen aus dem Jahr 1949. Sie spiegeln eine Auseinandersetzung zwischen Gustav Wais, vormals Direktor des württembergischen Amtes für Denkmalpflege, nunmehr Leiter der Städtischen Kommission zur Erhaltung von Kunstwerken und Baudenkmalen, und Richard Schmidt, Hauptkonservator am Amt für Denkmalpflege, um die von der Stadt veranlasste Abschlagung und Übertünchung des Gemäldes über der Empore. Bei der Diskussion ging es einerseits um Entnazifizie-



zung, Anliegen von Wais, andererseits um Substanzerhaltung, Anliegen oder Vorwand des ehemaligen NSDAP-Mitglieds Schmidt. Spuren des Gemäldes ließen sich bei einer restauratorischen Untersuchung des Innenraums im Jahr 1988 nicht ermitteln.

Gefahr für den Bau in Bestand und Funktion

Mit Vollendung des Großmarkts in Stuttgart-Wangen im Jahr 1957 bekam die Markthalle Konkurrenz. Die Standinhaber stellten daraufhin erfolgreich ihr Angebot auf Feinkost und Spezialitäten um.

Anfang der 1970er Jahre wurden Stimmen im Gemeinderat laut, die die Halle als unwirtschaftlich kritisierten und ihre Existenz in Frage stellten. Auf der Grundlage eines Architekten-Gutachtens befürwortete die Stadtverwaltung 1973 den Abbruch der Halle als wirtschaftlichere Alternative. 31 000 Bürger und Standbesitzer hielten mit ihren Unterschriften für die Erhaltung der Markthalle dagegen.

Die Markthalle wird Kulturdenkmal

Durch das bürgerliche Engagement alarmiert, forderte das Kultusministerium als damals oberste Denkmalschutzbehörde des Landes im Juli 1972 das neugeschaffene Landesdenkmalamt auf zu prüfen, ob die Markthalle in das Denkmalschutzbuch einzutragen, also als Kulturdenkmal nicht nur von allgemeiner, sondern sogar von besonderer Bedeutung auszuweisen sei. Daraufhin beauftragte das Landesamt – mangels Kapazität – das Institut für Baugeschichte der Technischen Universität Stuttgart mit einem Gutachten. Darin betonte das Institut die städtebaulichen, architektonischen, bautechnologischen sowie geschichtlichen Qualitäten der Markthalle und bewertete die Halle als progressiv innerhalb der Architekturentwicklung Stuttgarts sowie als exemplarischen und hervorragenden Bau im Frühwerk Elsaessers. Auch brachte es das Ergebnis einer Nutzerbefragung ein, nach der Erhaltungswille bei Standinhabern und Käufern vorherrschte. Das Landesdenkmalamt schloss sich der Einschätzung des Gutachtens vollständig an und Präsident Graf Adelman teilte dem Kul-

11 Die Halle von der Empore gesehen, aktueller Zustand.

tusministerium noch im Dezember 1972 schriftlich mit, dass sein Amt aufgrund des Gutachtens beim Regierungspräsidium die Eintragung der Markthalle in das Denkmalsbuch beantragen werde. Mit Schreiben vom 26. Juli 1973 informierte das Präsidium dann auch den Gemeinderat darüber und gab der Stadt die Möglichkeit, sich dazu zu äußern, betonte dabei aber, dass die Markthalle bereits auf die Dauer von zehn Jahren als in das Denkmalsbuch eingetragen gelte.

Die städtischen Gremien kamen in verschiedenen Sitzungen zum Schluss, dass sie der Erhaltung der Markthalle grundsätzlich zustimmten, auch der Ausweisung als Kulturdenkmal von allgemeiner, nicht aber von besonderer Bedeutung. Nach einer längeren Diskussion zwischen Stadt und Präsidium wurde die Markthalle schließlich 1978 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach § 12 Denkmalschutzgesetz in das Denkmalsbuch eingetragen. Als Zubehör kam 1989 auch der Pateroster der Firma Zaiser von 1950, Ersatz des kriegszerstörten Originals, dazu.

Instandsetzungen und Umbauten des Kulturdenkmals Markthalle

Eine erste umfangreiche Instandsetzung der Fassaden erfolgte 1974, wobei der Fassadenputz fast durchgehend in einem Ockerton und zudem in ei-

ner Dispersionsfarbe gestrichen wurde. Damals deckte man auch die Dächer neu mit damals beliebten dunkelbraun engobierten Biberschwanzziegeln ein. In den 1990er Jahren ersetzte man diese durch naturrote Biberschwanzziegel.

1994 übernahm eine Firma für Garten- und Wohnkultur das nordwestliche Erdgeschoss und erweiterte ihre Geschäftsräume auf das erste Obergeschoss, wobei gegen das Alte Schloss ein weiterer Terrassenzugang geschaffen wurde. Am 24. Juli 1996 wurden die Geschäftsräume und ein Restaurant auf der Empore feierlich eröffnet.

2004 folgte eine größere Baumaßnahme am Äußeren der Halle. Das Hallendach wurde neu verglast, die Fassade – nach Abdeckung der Maleisen – mittels Granulat gereinigt, Mauerwerkspartien ausgefugt und der Putz wieder in Gelb, nun aber mit Silikatfarbe gestrichen.

Seit 2002 plante der Förderverein Alt-Stuttgart e.V. eine Neuanfertigung des im Krieg zerstörten Ceresbrunnens. Bis Januar 2007 errichtete die Staatliche Majolika Manufaktur Karlsruhe GmbH, die einst auch das Original arbeitete, nahe dem ursprünglichen Ort ein ähnliches Brunnenbecken. Bis Ende 2008 waren aufgrund eines Fotos von 1926 Ceres und flankierende Knaben ebenfalls aus grün glasierter Majolika nachgebildet und aufgestellt.

Nachdem 2011/12 die Obergadenfenster repariert worden waren, wurden bis 2018 die bauzeitlichen

12 Die nach Kriegsschäden wieder hergestellte Markthalle, aufgenommen vom Turm des Rathauses, Zustand 1949.





13 Eingang zur Markthalle vom Karlsplatz mit restauriertem und originalgetreu gestrichenem eisernem Torblatt, Zustand 2018.

schmiedeeisernen Eingangstüren, die zum Teil noch Drücker in Gestalt von Bockshörnern aufweisen, unter Beachtung einer restauratorischen Befunduntersuchung repariert und neu gestrichen (Abb. 13). Unter dem jüngsten monochromen Weißanstrich konnte die untersuchende Restauratorin als erste Fassung einen zweifarbigen Anstrich ermitteln, wie auch die Abbildungen in den bauzeitlichen Zeitschriftenartikeln nahelegen. Das Landesamt für Denkmalpflege förderte die Kosten für die Instandsetzung der Obergadenfenster sowie die Restaurierung der Türen und Tore in Höhe von knapp 520 000 Euro zwischen 2012 und 2020 mit rund 80 000 Euro.

Fazit

Die vom Stuttgarter Neuen Tagblatt bei der Eröffnung benannte Absicht des Architekten Elsaesser, „einen Marktraum zu schaffen, den das Publikum mit Freuden betritt und in dem es angenehm und erfreulich zu kaufen ist“, erfüllt die Markthalle bis heute. Durch die in den letzten Jahren vorgenommenen restaurierenden und auch das Erscheinungsbild wiederherstellenden Maßnahmen wurde die Markthalle nicht nur dem Originalzustand angenähert, sondern auch deutlich aufgewertet (s. Abb. S. 123). Den Einsatz von Landesdenkmalpflege und Fachrestauratoren belohnt die große Zahl der auch zur Besichtigung kommenden Besucher. Bei jedem Gang um und durch die Halle können sie Details entdecken und wiederentdecken, seien es die in originalgetreuer Farbigkeit wiederhergestellten Türblätter, der bildhauerische Schmuck mit seinen unterhaltsamen Motiven oder die farbigen Fassadengemälde.

Literatur und Quellen

Sophie Richter: Stuttgart, Markthalle. Fassungsuntersuchung der gusseisernen Eingangstüren, Stuttgart (unveröffentlichtes Typoskript) 2015/16, in: Ak-

ten des Landesamts für Denkmalpflege, Esslingen (LAD).

Christiane Fülcher/Jörg Schilling: Stuttgarter Markthalle 1910–1914, in: Martin-Elsaesser-Bauheft 4, Hamburg 2014.

Akten zu Stuttgart-Mitte, Markthalle (Dorotheenstr. 4) ab 1949, LAD.

Frid[olin?] Rimmele: Die neue städtische Markthalle in Stuttgart, in: Zentralblatt der Bauverwaltung 34 (1914), S. 210–213, 218–219.

Heinrich Straumer: Die städtische Markthalle in Stuttgart, in: Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau 1, 1914/15, S. 47–55.

Die neue Markthalle, in: Schwäbische Tagwacht vom 31. Januar 1914.

Zur Eröffnung der neuen Stuttgarter Markthalle, in: Stuttgarter Neues Tagblatt vom 31. Januar 1914

Der kommende Wochenmarkt. Die neue Markthalle, in: Württemberger Zeitung vom 28. November 1913.

Markthalle in Stuttgart, in: Dt. Konkurrenzen Bd. 25, Heft 11 (1911), S. 1–32.

Hans Otto Schaller: Der Wettbewerb um die Entwürfe für die Markthalle in Stuttgart, in: Architektonische Rundschau 1911, S. 31–34 und Tafel 21.

Stadtarchiv Stuttgart Bestände 11/1325-C IX 4 Bd. 2 Nr. 2, 11/1327-C IX 4 Bd. 2 Nr. 2, 11/1329-C IX 4 Bd. 3 Nr. 3, 11/1331 C IX 4 Bd. 3 Nr. 3, 11–3165 u. 21/1–550.

Dr. Judith Breuer
Haigststafel 6
70597 Stuttgart



Gesichert und restauriert: Die Bilder an der Markthalle in Stuttgart

In der 1912 bis 1914 erbauten Stuttgarter Markthalle verbinden sich Ingenieurbau und Architektur mit Bildhauerei und Malerei. Mehrere figürliche Gemälde schmücken spätestens seit 1914 die Standerker zu Karlsplatz und Altem Schloss. Verschiedene Schäden, die ersten infolge der Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg, verlangten in bestimmten Zeitabständen eine Sicherung der Bilder. Ihre letzte Restaurierung zwischen 2014 und 2016 ist Anlass, die oft übersehenen Gemälde in einem eigenen Beitrag zu würdigen und die gewonnene Erkenntnis über deren Technologie weiterzugeben.

Judith Breuer/Ulrike Piper-Wölbart

Die Motive der Fassadenmalereien

Der Architekt der Markthalle, Martin Elsaesser, plante schon in seinem Wettbewerbsentwurf von 1910, die Markthalle an der Dorotheenstraße mit Wandmalereien zu schmücken (vgl. S.111 Abb. 2). Dieses Vorhaben begrüßte der Kunsthistoriker Hans Otto Schaller bei der Vorstellung der Wettbewerbsentwürfe in der Architektonischen Rundschau 1911 ausdrücklich.

Geschaffen wurden die Bilder in zwei Zeitabschnitten: im Herbst 1913 und im Frühjahr 1914 (Abb. 1; 2). Erwähnt sind die ersten nach Abbau des Gerüsts an der Markthalle sichtbaren Gemälde in der Ausgabe der Württemberger Zeitung vom 28. November 1913. Diese seien „nach einem neuen Verfahren wetterbeständig hergestellt“ und hätten Motive, „die sich auf den Marktverkehr beziehen“.

Die Malereien, die in den Obergeschossen der Standerker zur Dorotheenstraße angebracht wur-

den, zeigen überlebensgroße Darstellungen von Menschen in bäuerlicher Kleidung. Am Standerker an der Ecke zur Münzstraße erkennt man auf vier Feldern – von links nach rechts betrachtet – drei Bäuerinnen mit Körben und dazwischen einen Knaben, dann einen Mann in Stiefeln mit Kind auf der Schulter, auch Christophorus genannt, der als Schutzpatron der Fuhrleute und Obständler gilt, an dritter Stelle zwei Bäuerinnen und einen Bauern mit Geräten zur Getreideernte und schließlich einen Mann, wohl einen Winzer, mit hochgekremelten Hosenbeinen beim Abschneiden einer Traube (Abb. 4–7).

Auf dem Standerker weiter westlich gegen das Alte Schloss sind auf zwei Bildfeldern Männer bei der Jagd zu erkennen, einer mit Spieß über einer erlegten Hirschkuh, ein anderer mit angelegtem Gewehr neben Hunden und auffliegenden Fasanen (Abb. 8; 9), darüber in aufgemalten Kassetten je ein Greifvogel, davon einer mit einer Kette in seinen Fängen.

1 Die Markthalle, vom Schillerplatz gesehen, kurz nach ihrer Vollen- dung Anfang 1914 mit den noch 1913 geschaf- fenen kleinen Wandbil- dern über dem Terrassen- vorbau und am Stand- erker.



Die Künstler

In den beiden 1913/14 erstellten, im Stadtarchiv Stuttgart verwahrten Listen der am Markthallenbau beteiligten Unternehmer sind zwei Kunstma- ler „für Fassaden“ aufgeführt. Laut dem ebenfalls dort erhaltenen Vertrag zwischen Stadtgemeinde und den Kunstmalern von September 1913 hatten beide aufgrund ihrer Vorentwürfe Entwurfszeich- nungen und Kartons der Wandbilder anzufertigen. Diese sollten in zwei Abschnitten ausgeführt wer- den, bis zum Spätjahr 1913 diejenigen auf dem „mittleren Fassadenteil“, bis 1. Juni 1914 die übr- igen. Auf den kurz nach Eröffnung der Markthalle Anfang 1914 entstandenen Fotos erkennt man zwischen den Fenstern im 2. Obergeschoss über dem Terrassenvorbau sechs Felder mit Malereien



2 Die Markthalle von der Ecke Karlsplatz/Münzstraße mit Wandbild des Franz Heinrich Gref, Zustand im Sommer 1914.

und am rechten Risalit in den oberen Feldern die Darstellungen von Greifvögeln. Die Großbilder fehlen noch (vgl. S. 112, Abb. 3).

In den zeitgenössischen Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln zur Markthalle werden die Maler selten erwähnt. Erst 1930 widmete der Denkmalpfleger Richard Schmid einem der beiden, dem aus Baden stammenden, seit 1904 in Stuttgart lebenden Kunstmaler Franz Heinrich Gref (1872–1957) einen monografischen Beitrag in der Monatszeitschrift Württemberg. Er ging darin auf dessen Förderung durch Prof. Theodor Fischer, einen der Preisrichter im Wettbewerb für die Markthalle, und durch Architekt Elsaesser ein und nannte die Wandbilder Grefs an der Markthalle, die dieser am Standerker nahe der Münzstraße schuf, dessen letzte große Arbeit vor dem Krieg.

Zahlreiche Entwürfe Grefs zu den Wandgemälden haben den Zweiten Weltkrieg überdauert. Einige aus dem Besitz des Sohnes wurden mit anderen Arbeiten Grefs 1991 in der Städtischen Galerie in Albstadt ausgestellt. Im Auftrag der Erben wird der überwiegende Teil des Gref'schen Nachlasses heute von der Galerie Andreas Henn in Stuttgart verwahrt. Detaillierte farbige Darstellungen Grefs, die dem Auftraggeber die für die Markthalle bestimmten Bildmotive veranschaulichen sollten, befinden sich allerdings im Stadtarchiv Weilheim/Teck. In Weilheim schmückten diese Arbeiten auf Karton bis 2006 den nach Entwurf des Architekten Erich Rosenfelder, Nachbar von Gref in Stuttgart-Weilimdorf, 1958 angebauten Sitzungssaal des Rathauses.

Insgesamt waren laut Grefs Autobiografie von 1944 zunächst drei Künstler mit Probemalereien beauftragt worden. Zu ihnen zählte neben Gref der aus Österreich stammende, in München lebende Bildhauer und Freskenmaler Wilhelm Nida-Rüme-

lin (1876–1945) und der aus Basel stammende Kunstmaler Alfred H. Pellegrini (1881–1958). Pellegrinis Vorentwürfe fielen bei den Stadträten durch. Beauftragt wurden Gref und Nida-Rümelin. Elsaesser hatte Nida-Rümelin 1912 beim Bau der evangelischen Pfarrkirche in Stuttgart-Gaisburg als Bildhauer kennengelernt und nun als Kunstmaler für die Markthalle empfohlen. Laut Vertrag mit der Stadt war Nida-Rümelin für die Haltbarkeit seiner und Grefs Wandgemälde auf zehn Jahre verantwortlich, unter Einbehaltung eines Teils seines Honorars. Nur Nida-Rümelin sollte wohl für die Gemälde bürgen, weil er der in der Wandmalertechnik erfahrenere und ihm die Anleitung Grefs, wie sich dieser 1944 erinnerte, aufgetragen worden war. Nida-Rümelin arbeitete am Standerker in der Nähe des Alten Schlosses, wo er die beiden erhaltenen Jäger-Bilder schuf. Auch brachte er dort Darstellungen einer Gänsehirtin und eines Schweinehirten an. Deren Köpfe gefielen der Bauabtei-

3 Die Markthalle im Jahr 1949 zur Ecke Karlsplatz/Münzstraße mit Kriegsschäden auch an den Fassadenbildern.



4 Drei Bäuerinnen und Knabe auf dem Weg zum Markt, Fassadenbild des F. H. Gref von 1914, Zustand 2014 mit punktierten Fehlstellen über den 1974 eingebrachten Schrauben.



5 Bauer mit Kind, genannt Christophorus. Fassadenbild des F. H. Gref von 1914, Zustand 2014.



6 Bäuerinnen und Bauer mit Geräten zur Getreideernte. Fassadenbild des F. H. Gref von 1914, Zustand 2014.



7 Winzer beim Abschneiden einer Traube. Fassadenbild des F. H. Gref von 1914, Zustand 2014.



lung des Gemeinderats allerdings nicht, doch war Nida-Rümelin aus technischen Gründen zu keiner Änderung bereit. Bis November 1924 waren alle Wandgemälde, auch die vier Großbilder Nida-Rümelins schadensfrei erhalten, wie aus Unterlagen über einen zugunsten des Künstlers entschiedenen Rechtsstreit um die Auszahlung der Kautionsherausgabe hervorgeht. Wie auch das Wandbild von Erwin Hetsch (1895–1978) im Inneren, das Winzer, Bauern und Fischer vor einer Brücke unter dem NSDAP-Adler zeigte (vgl. S. 114, Abb. 10), überstanden die beiden strittigen Bilder die Nachkriegsjahre nicht. Für die Beseitigung der Hirtenbilder dürfte die Entnazifizierung keine Rolle gespielt haben, denn sonst hätte diese alle Wandbilder betroffen. Beide Maler waren nämlich seit 1933 NSDAP-Mitglieder. Leider sind weder Vorzeichnungen oder Kartons noch Fotos der Wandbilder Nida-Rümelins aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg erhalten. Zudem sind die Informationen über seine Arbeiten an der Markthalle in der Literatur fehlerhaft. Die Arbeiten der beiden Künstler an der Markthalle unterscheiden sich vor allem durch ihre Farbgebung. Nida-Rümelin setzte vorwiegend die dunklen Töne

Ocker und Braun ein, die seine Bilder, zudem verschattet durch Altes Schloss und Bäume, in den Hintergrund treten lassen. Gref hingegen wählte mehr und hellere Farben, die seine Bilder, vorteilhaft an der zum Karlsplatz freien Gebäudeecke angebracht, hervorheben.

Die Überarbeitungen von 1953, 1974, 1991 und 2004

Bei den Erschütterungen und Bränden infolge der Fliegerangriffe im Jahr 1944 haben die Gemälde an der Fassade stark gelitten (Abb. 3). Spätestens mit Beseitigung der Kriegsschäden verschwanden die Wandbilder über dem Terrassenbau und zweier ursprünglich acht großen Bilder. 1953 erfolgte eine erste Überarbeitung der Wandmalereien durch den Stuttgarter Kunstmaler Heinrich Kübler. Zur Übermalung und Fixierung verwandte er Kunstharz, wie 1974 und 2011 festgestellt wurde, was die Hintergründe zunehmend dunkler werden ließ.

Erneut wurden die Fassadengemälde 1974 überarbeitet, als der Denkmalwert der Markthalle er-



8 Jäger mit Speiß über erlegter Hirschkuh. Fassadenbild des Wilhelm Nida-Rümelin von 1914, Zustand 2014.

9 Jäger mit Gewehr und Hunden vor auffliegenden Fasänen. Fassadenbild des W. Nida-Rümelin von 1914, Zustand 2014.

kannt und das Verfahren auf Eintragung als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung angestoßen war. Damals beauftragte das städtische Hochbauamt den Stuttgarter Kunstmaler und Restaurator Kurt Elsässer mit der Restaurierung. Wenige Tage nach Beginn der Arbeiten betonte er in einem Zwischenbericht an den Auftraggeber, dass die Wandbilder, die er widersprüchlich sowohl als Fresken als auch als Bilder in Keim'scher Mineralfarbe bezeichnete, „brillant gemalt“, dabei hellere Töne „sehr pastos und temperamentvoll“ seien. In einem Arbeitsbericht aus demselben Jahr für das Landesdenkmalamt gab er an, dass Tagewerke bei den Fassadenmalereien nicht abgrenzbar seien, anders als bei Freskomalereien des 18. Jahrhunderts. In zwei Schreiben von Juli 1974 berichtete Elsässer dem Hochbauamt, dass sich der 3 bis 4 cm starke Putz unter den Gemälden gelöst habe. Er behob die Schäden durch partielle Hinterfüllungen mit flüssigem Kalkmörtel mit Kunstharzzusatz und – bei den vier Bildern Grefs mehr, bei den beiden

Bildern Nida-Rümelins weniger – durch eine Vielzahl von verzinkten Schrauben, die er bis in das Ziegelmauerwerk eindrehte (Abb. 4). Risse im Malgrund kittete er – wie sich bei späteren Untersuchungen zeigte – mit einer problematischen zement- und kunststoffhaltigen Masse. Zum Schluss retuschierte er die Fassadengemälde, wobei er dafür unterschiedliche Technologien einsetzte. Um 1990 zeigten sich wieder Ablösungen der Fassadengemälde von ihrem Untergrund. 1991/92 wurden die Gemälde daher ein drittes Mal behandelt, diesmal von Erwin Raff (Denkendorf) in Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt. Raff mutmaßte damals erstmals, dass es sich nicht um Fresken, sondern um Secco-Mineralfarbmalerien handelte. Die damalige Restaurierung umfasste eine Sicherung durch Hinterspritzen, Entfernung von rostigen Schrauben, eine Trocken- und Feuchtreinigung, die Teilentfernung der Retuschen und Kittungen von 1974, die Festigung der Malereien mit Kieselsäureester, das Schließen von Rissen mit pigmentiertem Kalktrassmörtel und die Punktretusche von Fehlstellen.

Nach der Jahrtausendwende wurden zusammen mit Maßnahmen am Außenbau auch wieder Arbeiten an den Gemälden angegangen. Mit diesen beauftragte man 2004 wiederum die Denkendorfer Werkstatt. Wie der Restaurator auf Nachfrage – mangels Bericht – der zuletzt an den Bildern tätigen Restauratorin mitteilte, bestand die damalige Maßnahme im Wesentlichen aus Reinigung, Festigung und zahlreichen Retuschen.

10 Drei Bäuerinnen mit Kind auf dem Weg zum Markt, Fassadenbild des F. H. Gref mit Kartierung der Maßnahmen von 2014/2016.



Die jüngste Restaurierung der Fassadengemälde

Kaum war 2009 die Nachbildung des Ceresbrunnens der Öffentlichkeit übergeben, wollte der Förderverein Alt-Stuttgart e.V. sich eines weiteren Elements der Markthalle annehmen, und zwar der kürzlich bearbeiteten Fassadengemälde. Sein Ziel

-  Altretuschen reduziert, 2014-2015
-  einmalige Sprühfestigung der Malschicht mit KSE 300, 2015
-  Retusche, 2015
-  retuschierte Kittung, 2015
-  Mörtelinjektion in ml, 2015
-  Lasur-Retusche, 2015 (Übergänge gesprüht)

11 Bäuerinnen und Bauer mit Geräten zur Getreideernte. Fassadenbild des F. H. Gref von 1914, letztmals restauriert 2014/2015, Zustand 2022.



12 Jäger mit Gewehr und Hunden, Fassadenbild des W. Nida-Rümelin, letztmals restauriert 2015/2016. Zustand 2022.



war die Restaurierung der Bilder zur 100 Jahr-Feier der Halle 2014.

Zur Grundlagenermittlung beauftragte das Landesamt für Denkmalpflege eine Erfassung des Zustands und der Schäden an den Malereien, die im Sommer 2011 die in Owingen ansässige Restauratorenwerkstatt Bunz und Bunz für die Gemälde von Nida-Rümelin erstellte. Die Untersuchung erfolgte visuell und fotografisch mittels Ultraviolett-Aufnahmen, Letzteres zur Verdeutlichung von Retuschen und Übermalungen. Wie schon 1991/92 Restaurator Raff und 2004 die Materialprüfungsanstalt der Universität Stuttgart bei einer vom Landesamt beauftragten Untersuchung vermuteten, bestätigte die Werkstatt, dass es sich bei den Malereien, weil die Farbe nicht in den Malgrund eingedrungen ist, nicht um Fresko- sondern um Seccomalerei vermutlich in Silikattechnik handelt. Abschließend regten die Restauratoren weitere insbesondere technologische Untersuchungen an, um die instabilen Bereiche der Bilder zu fixieren.

Mit der Konservierung wurde im Jahr 2014 die freie Stuttgarter Restauratorin Ulrike Piper-Wölbert beauftragt. Vorgesehen waren laut Leistungsverzeichnis die Trockenreinigung der Oberflächen, die möglichst vollständige Abnahme der störenden dunkel verfärbten Übermalungen und Retuschen, die Abnahme von Mörtelüberzügen nach Tests, ferner eine Sicherung des Untergrundaufbaus und der Malschichten, die Schließung von Rissen, eine Dokumentation mittels Bericht, digitaler Kartierung sowie fotografischer und Ultraviolett-Aufnahmen von Details.

Zusammen mit weiteren freien Restauratoren führte Piper-Wölbert die Arbeiten unter Zuhilfenahme der zuvor erstellten Zustandskartierungen und UV-Aufnahmen ab Frühjahr 2014, beginnend am Standerker Ecke Münzstraße, bis Herbst 2016 aus. Unterbrechungen gab es aufgrund von Beprobungen und naturwissenschaftlichen Untersu-

chungen, die das Landesamt für Denkmalpflege beauftragte. Von der Materialprüfungsanstalt wurden begleitend der Grundputz, die Malgrundschlämme, die Malschichten, Retuschen und Kittmörtel auf Anbindung, Bindemittel, Pigmente und Zusatzstoffe, Verschmutzung und Verfärbung untersucht.

Reinigungstests und mikroskopische Überprüfungen ergaben, dass nur bereichsweise loser Schmutz auflag, insbesondere verkrusteter Vogel-, wohl Taubenkot. Diesen entfernten die Restauratoren mittels Skalpell. Nach staubdichter Verpackung der Gemälde fand begleitend auch eine Reinigung der steinernen Bildeinfassungen statt. Um Verschmutzungen in Zukunft zu reduzieren, wurde nach Abschluss der Maßnahme eine Taubenabwehr montiert.

Nachdem die naturwissenschaftliche Untersuchung ergeben hatte, dass der Grundputz stark entfestigt war, die Schrauben aber für Haftung sorgen, wurden diese notgedrungen belassen. Gelösten Putz und lockere Rissgefüge sicherten die Restauratoren punktuell mit flüssigem Kalkmörtel. Das nach Proben unter Beteiligung der Materialprüfungsanstalt ermittelte Festigungsmittel Kieselsäureester setzten sie nur auf kreadenden Malereizonen ein (Abb. 10).

Die meisten aufgrund chemischer Reaktionen verfärbten Retuschen stammen von 1991/92 und 2004. Um diese optisch zurückzunehmen, wurde – nach Trockenreinigung, Teilabnahme und Beprobung – ein reversibles, matt eingestelltes Acrylat punktuell aufgebracht. Auch wurden dabei ausschließlich Pigmente verwandt, die hitze-, kalk- und silikatbeständig sind.

Die begleitenden naturwissenschaftlichen Untersuchungen und die Beobachtungen der Restauratoren gaben zudem Aufschluss über den Malereiaufbau. Über dem dicken Grund- oder Fassadenputz, einem reinen Kalkputz, trugen Gref und Nida-Rümelin die Umriss- und Binnenzeichnungen

wahrscheinlich mithilfe von Kartons punktuell auf und ritzen dann die Hauptlinien. Darüber wurde dann eine helle Malgrundschlämme aufgebracht, bestehend aus Kalk mit geringem Gipsanteil, die die Maler nach Trocknung ätzten, um die Sinterhaut aufzubrechen.

Darauf malten die Künstler dann mit in Wasser gelösten, bindemittelfreien mineralischen Pigmenten. Nach Fertigstellung der Gemälde fixierten sie diese durch mehrfaches Aufsprühen von Kaliwasserglas. Damit waren die Malereien wetterfest und nicht mehr korrigierbar. Weil auf getrocknetem Untergrund gemalt wurde, lässt sich – anders als beim Fresko – kein Tagewerk erkennen. Mit Ausnahme der Malgrundschlämme, weil gipshaltig, entsprechen die Markthallenbilder in Material, Aufbau und der in zwei Komponenten aufgetragenen Malerei annähernd der 1878 patentierten Rezeptur des Mineralfarben-Entwicklers Adolf Wilhelm Keim (1851–1913) für witterungsbeständige Wandgemälde.

An der Finanzierung der Kosten für Gemälde-Restaurierung und Steinreinigung beteiligten sich das Landesamt für Denkmalpflege und die Denkmalstiftung Baden-Württemberg.

Fazit

Bei den die jüngste Maßnahme begleitenden Untersuchungen wurde endgültig festgestellt, dass die Fassadenbilder nicht Fresken, sondern *a/secco* aufgetragene Mineralfarbmalerien sind. Im Zuge dieser Restaurierung wurden die Gemälde in genauer Abstimmung auf ihre Technologie für die nächsten Jahrzehnte gesichert. Die vorherigen Restaurierungen sind dabei ablesbar geblieben, da unauffällige Retuschen, Übermalungen und Kittmörtel belassen wurden (Abb. 11–13). Die Bilder haben bei dieser Maßnahme insofern gewonnen, als nach Überarbeitung der verfärbten Altretuschen der Bildeindruck geschlossener und die Darstellungen dadurch besser erkennbar geworden sind. Auch wenn die jüngste Restaurierung nachhaltiger als die letzten ausgefallen sein dürfte, bedürfen die witterungsempfindlichen Gemälde, erstmals nach etwa fünf Jahren, einer regelmäßigen Kontrolle durch Fachleute. Die detaillierte Dokumentation wird die nächsten Maßnahmen aber deutlich erleichtern.

Literatur und Quellen

Ulrike Piper-Wölbart: Markthalle... Maßnahmenbericht Gemälde Hauptfassade, Stuttgart (unveröffentlichtes Typoskript) 2017, in: Akten des Landesamts für Denkmalpflege (LAD).

Ulrike Piper-Wölbart: Markthalle. Außenfassade. Gemälde der Eckrisalite. Dokumentation, Stuttgart (un-



veröffentlichtes Typoskript) 2016, in: Akten des Landesamts für Denkmalpflege (LAD).

Frank Matthias Kammel: Der Bildhauer Wilhelm Nidarümelin, in: Geartete Kunst. Die Nürnberger Akademie im Nationalsozialismus, Akademie der bildenden Künste in Nürnberg (Hrsg.), Nürnberg 2012, S. 143–144.

Städtischen Galerie Albstadt (Hrsg.): Franz Heinrich Gref (1872–1957). Gemälde. Aquarelle. Zeichnungen. Text: Ehrenfried Kluckert, Albstadt 1991, S. 9, 37, 41, Abb. 3, 12.

Wolfgang Pfeleiderer: Franz Heinrich Gref. Leben und Werk (Schriftenreihe der Hans Thoma-Gesellschaft), München 1965, S. 24–26, 58f, Abb. 4.

Akten zu Stuttgart-Mitte, Markthalle (Dorotheenstr. 4) ab 1949, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen. Stadtarchiv Stuttgart Bestände 11/1328-C IX 4 Bd. 2 Nr. 2, 11/1331-C IX 4 Bd. 3 Nr. 3.

Staatsarchiv Ludwigsburg Spruchkammer-Personalakte F. H. Gref Bestand EL 902/20 Bü 82083.

Franz Heinrich Gref: Autobiografie, Typoskript von 1944, Archiv Horst Müller, Nürtingen.

Der kommende Wochenmarkt. Die neue Markthalle, in: Württemberger Zeitung vom 28. November 1913.

13 Die Markthalle von der Ecke Karlsplatz/ Münzstraße mit den 2014/2015 restaurierten Fassadenbildern des F. H. Gref. Zustand 2022.

Dr. Judith Breuer
Haigststafel 6
70597 Stuttgart

Ulrike Piper-Wölbart
Brahmsweg 31
70195 Stuttgart



Altes Fachwerk neu erzählt. Das Besigheimer Häuserbuch in der Datenbank Bauforschung/Restaurierung

Enge Gassen, malerische Winkel und schöne Fachwerkhäuser prägen die Altstadt von Besigheim. Um die Geschichte des historischen Stadtkerns erforschen zu können, entstand zwischen 1988 und 1993 das Häuserbuch der Stadt. Neben der umfangreichen Lesefassung stehen dessen Inhalte dem historisch Interessierten seit circa zwei Jahren auch durch einen vernetzten Zugriff in der Datenbank Bauforschung/Restaurierung zur Verfügung, der dank eines Kooperationsprojektes zwischen dem Landesamt für Denkmalpflege, der Stadt Besigheim und einem Team aus freiberuflichen Dienstleistern realisiert werden konnte. Die Datenbank Bauforschung/Restaurierung wurde damit um ein wichtiges Archivmodul zur Besitzerfolge erweitert, das nun für alle Objekte zur Verfügung steht.

Christin Aghegian-Rampf/Sandy Richter/Till Läßle/Claudia Mohn

Die Besigheimer Altstadt und ihre Häuser

Der Wein- und Erholungsort Besigheim liegt auf einem Bergsporn am Zusammenfluss von Enz und Neckar. Er ist von terrassierten, mit Weinreben kultivierten Steillagen umgeben und beeindruckt vor allem durch seine historische Altstadt mit ihren hohen Mauern und massiven Türmen. Letztere gehörten einst zu zwei Burganlagen, die nur wenige 100 m voneinander entfernt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet wurden: eine im

Südosten zur Sicherung der Bergseite mit Schochenturm und Steinhaus (Obere Burg) und die andere im Nordwesten mit dem sogenannten Waldhornturm (Untere Burg). Dazwischen entwickelte sich die Bürgerstadt, die seit dem 15. Jahrhundert vor allem vom stark aufblühenden Weinbau, dem Handwerk und der Enzflößerei profitierte. Vom konjunkturellen Aufschwung und dem sich entwickelnden Wohlstand jener Zeit zeugen bis heute die Stadtkirche mit ihrem Hochaltar, das Rathaus sowie zahlreiche Fachwerkhäuser, zu deren ältesten das Gebäude Pfarrgasse 10 (1461), das Wohn-

1 Blick auf die historische Altstadt Besigheims von der gegenüberliegenden Enzseite.





2 Augenscheinkarte von 1577. Die älteste bekannte Ansicht von Besigheim wurde anlässlich eines Prozesses zwischen Baden und Württemberg um die Nutzung des Forstes angelegt. Sie zeigt die Stadt noch mittelalterlich-wehrhaft.

und Geschäftshaus Aiperturmstraße 10 (1464) und das Dreigiebelhaus am Marktplatz Nr. 4 (1486/87–1501) gehören.

Im Sommer 1980 wurde die Altstadt als Gesamtanlage unter Denkmalschutz gestellt. Im Wissen um dieses historische Erbe entwickelte sich in der Bevölkerung ein immer größer werdendes Geschichtsbewusstsein, das vor allem durch den örtlichen Geschichtsverein getragen wird. Dessen Mitglieder regten im Bemühen um die Erforschung der historischen Altstadt die Ausarbeitung eines historischen Häuserbuches an.

Die Stadt Besigheim nahm diesen Gedanken auf und beschloss im November 1987, die Bau-, Besitz- und Nutzungsgeschichte sämtlicher Häuser und Gebäude des historischen Altstadtkerns zu erfassen und die Ergebnisse in einem historischen Häuserbuch dokumentieren zu lassen. Mit dieser Entscheidung begegnete man nicht nur dem wachsenden allgemeinen stadtgeschichtlichen Interesse, sondern verlieh auch dem Wunsch Nachdruck, die Ergebnisse der Hausforschung für zukünftige Sanierungsmaßnahmen nutzen zu können.

Zur Entstehung des Häuserbuchs

Zunächst wurden zwischen 1988 und 1993 sämtliche Gebäude der denkmalgeschützten Altstadt

durch Vera Ehrensperger erfasst und verzeichnet – mehr als 350 Hauptgebäude mit dazugehörigen Nebengebäuden, darunter auch Häuser und Bauwerke, die schon vor langer Zeit (etwa durch Straßenbau, Hochwasser oder Kriegseinwirkung) abgegangen waren.

Als Grundlage der Erfassung diente die feuerpolizeiliche Neueinschätzung aller Gebäude von 1909. Von dieser Zeit ausgehend wurde die Geschichte der einzelnen Gebäude über die Jahrhunderte zurückverfolgt, wobei als Hilfsmittel für die weitere genaue Identifikation der Häuser eine Konkordanz der heutigen Gebäudekennzeichnung (mit Straße und Hausnummer) und der alten durchgehenden Gebäudenummerierung (wie sie vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts gültig war) erstellt wurde. Vor dem 18. Jahrhundert existierte keinerlei Kennzeichnung der Gebäude, stattdessen orientierte man sich an den Namen der Eigner, Steuer-schuldner und Angrenzer und beschrieb die etwaige Lage in der Stadt.

Zu den systematisch ausgewerteten Archivmaterialien zählten neben Güterbüchern (als Vorläufer der heutigen Grundbücher) auch Steuerprotokolle und Steuerbücher, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts überliefert sind. Als weitere Hilfsmittel wurden Kaufbücher und Kaufbriefe (seit 1595), Inventuren und Teilungen (seit 1573), Gerichts- und Ratsprotokolle (seit 1595), Bürgermeisterrech-

3–4 Das Wohn- und Geschäftshaus Alper-turmstraße 10 (links) und das Gebäude in der Pfarrgasse 10 (rechts).



nungen (seit 1660), Amtsversammlungs- und Stadtschultheißenamtsprotokolle (seit 1710), Bürgerbücher (seit 1745), Seelentabellen und Familienregister (seit 1788), Schätzungsprotokolle zur Feuerversicherung und Feuerversicherungsbücher (1772, 1784, 1859, 1869), Almosenrechnungen (1686–1700), Einzelakten zu Gebäuden, Urkunden sowie historische Karten und Pläne herangezogen.

Darüber hinaus konnten mithilfe der im Hauptstaatsarchiv Stuttgart aufbewahrten weltlichen und geistlichen Lagerbücher der Vogtei Besigheim

5 Dreigiebelhaus, Marktplatz 4.

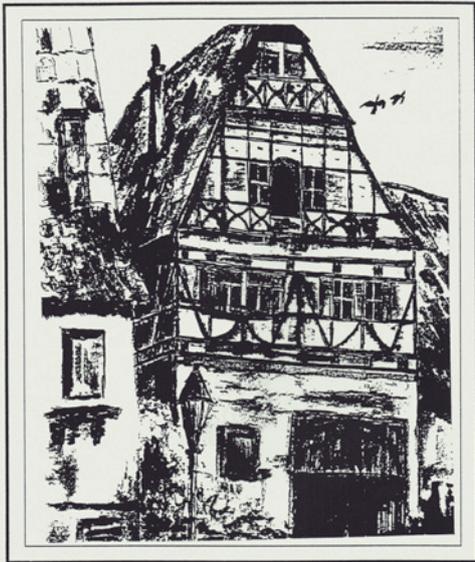


auch Aussagen über einen Teil der ältesten Baubsubstanz, die noch aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammt, getroffen werden.

Für jedes Gebäude entstand eine separate Handakte, die unter Angabe der jeweils benutzten Quelle – und neben chronologisch geordneten handschriftlichen Auszügen aus den Archivmaterialien – auch einzelne Kopien von Originalmanuskripten und Bauaufnahmen oder alte Pläne und entsprechende Hinweise enthält.

In der Handakte sind Informationen zur Bau-, Besitz- und Nutzungsgeschichte wie etwa die möglichst lückenlose Reihe der Gebäudebesitzer mit Angaben zu Beruf, Stand, Status, Titel und öffentlichem Amt, die Art der Bebauung (zum Beispiel Wohnhaus, Scheuer, Hofreite) und die Art der öffentlichen oder privaten Nutzung (zum Beispiel Almosenhaus, Pfarr- oder Pfründhaus) verzeichnet. Dokumentiert wurden ferner mit einem Gebäude in Zusammenhang stehende Rechte, etwa die Konzession für eine Schildwirtschaft oder die Genehmigung zur Einrichtung einer Schmiede oder eines Back- und Waschhauses. Berücksichtigung fanden auch Umnutzungen, wie zum Beispiel der Umbau einer Scheuer zum Wohnhaus oder eines öffentlichen Gebäudes zum Privathaus. Zudem sind etwaige Vorgängergebäude, das Baujahr bzw. die Bauzeit, der Bauherr und die bauliche Entwicklung mit Um-, An- und Erweiterungsbauten sowie der Abgang eines Gebäudes und dessen Ursache (Krieg, Einsturz, Abbruch wegen Straßenbaus etc.) festgehalten.

Nach Abschluss dieser umfangreichen Quellenbewertung erschien das rund 900 Seiten umfassende historische Häuserbuch der Stadt Besigheim. Die vielfältige Nutzung war jedoch durch das Feh-



Besigheimer Häuserbuch
von Vera Ehrensperger

Vorstadt 53 (ehem. Geb. Nr. 298/A)

Zweistockiges, giebelständiges Fachwerkweingärtnerhaus (Nr. 298) mit Rundbogen-Kellertor, Kellergewölbe und Giebedach, Auskragungen und Holzkraggen, Erbauung laut LDA im 16./17. Jahrhundert, Eintrag ins Denkmalbuch. Dazu Anbau (Nr. 298A).

(1494)
Eine Bebauung des Bereichs ist mindestens schon Ende des 15. Jahrhunderts vorhanden, wie aus dem ältesten erhaltenen Lagerbuch der Vogtei hervorgeht. Dabei handelt es sich zunächst um ein Vorgängergebäude. Zinser für ein Haus mit Hofreite im Bereich Vorstadt 53 ist Jörg Müller.

(1522)
Nach dem Lagerbuch gehört das Anwesen im Bereich Vorstadt 53 Jörg Müllers Erben.

(1555)
Nach dem Lagerbuch gehört der das Anwesen Melchior Kautz.

(1569)
Nach dem Lagerbuch gehört das Anwesen Enderis (Andreas) Kautz.

(1587)
Nach dem Lagerbuch gehört das Anwesen Melchior Kautz.

(1628)
Nach dem Lagerbuch gehört das Anwesen Bernhard Stöhrer.

(1660)
Velth Linckmanns Weib besitzt im Bereich Vorstadt 53: "Eine Behausung und Keller darunter, sammt einem Gärtlein darbey, zwischen Jung Melchior Allingers (dann Michael Schuelern) und Hans Hempeln Wittib (dann Wilhelm Hartmann), so sindar". Dazu gehört: "Eine Scheuren und Gärtlin dafür hinumb, zwischen ernannter Wittib (dann: ernanntem Hartmann)". Nach dem Tod der Witwe Linckmann geht das Anwesen geht jeweils zur Hälfte an die Schwagersöhne Sebastian Genger und Israel Auchtzer. Auchtzer kauft den Anteil des Schwagers Genger hinzu und besitzt das Anwesen ganz.

(1691)
Auchtzers Anwesen wird verkauft an Johann Sebastian (Basti) Gönner.

(1697)
Das Anwesen wird aus Gönners Vermögen verkauft an Hans Georg Kautz: "Eine Behausung, auch Kuchengarten, in der Vorstadt,

864

len eines Personen- und Sachindex eingeschränkt: Der Benutzer findet zwar die gewünschten Gebäude, sofern er Straße und Hausnummer des gesuchten Objekts kennt, jedoch ist eine häuserunabhängige Recherche, beispielsweise über Personennamen und Berufsbezeichnungen nur mit großem Zeitaufwand möglich. Das ist umso bedauerlicher, weil das Häuserbuch nicht nur über die Geschichte der einzelnen Gebäude in der Altstadt informiert, sondern aufgrund der Vielzahl der enthaltenen Informationen auch als Nachschlagewerk für Fragen zur Orts- und Stadtgeschichte, zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und zur Ahnen- und Familiengeschichte herangezogen werden kann.

In den folgenden Jahren begann der Geschichtsverein, der das Projekt von Anfang an begleitete, mit ersten Indexierungen. Diese Grundlagenarbeit bildete den Ausgangspunkt für das Digitalisierungsprojekt. Dauerhaft beteiligt waren Martin Haußmann und Hans-Viktor Kraemer, die gemeinsam von 2012 bis 2015 an der Indexdatei arbeiteten und Überarbeitungen der Textdateien übernahmen. Ihnen ist auch die Initiative zu verdanken, das Häuserbuch als digitales Archivmodul der Besitzerfolge in die Datenbank Bauforschung/Restaurierung zu implementieren.

Die Datenbank Bauforschung/ Restaurierung

Bereits seit 2006 ist die Datenbank unter www.bauforschung-bw.de öffentlich zugänglich. Sie

entstand als Gemeinschaftsprojekt des Landesamtes für Denkmalpflege und der südwestdeutschen Regionalgruppe des Arbeitskreises für Hausforschung.

Die Datenbank stellt durch die kontinuierliche Einpflege aktueller bauhistorischer Untersuchungen vorhandenes Wissen zu historischen Gebäuden zur Verfügung, das für Bauforscher, Denkmalpfleger, Eigentümer und historisch Interessierte ab-



6–7 Deckblatt und Auszug der Lesefassung des Besigheimer Häuserbuches. Gebäude Vorstadt 53.

8 Abbildung Vorstadt 53. Typisches Wengerterhaus in der Vorstadt zwischen äußerer und innerer Stadtbefestigung.

9 Startseite der Datenbank Bauforschung.

10 Ausschnitt der Ansicht eines Objektdatensatzes.

11 Suchmaske nach Besitzer.

12 Ausschnitt der erweiterten Objektsuche und ihrer Filtermöglichkeiten.

rufbar ist. Kernbausteine bilden Datensätze zu einzelnen Objekten, denen beliebig viele Informationen zu durchgeführten Untersuchungen bzw. Dokumentationen zugeordnet werden können. Die Eingabe der Daten erfolgt im Idealfall direkt durch die mit der jeweiligen Gebäudedokumentation betrauten Bauforscher und lässt sich mit dem Vorliegen neuer Ergebnisse entsprechend korrigieren bzw. ergänzen.

Die Datenbank besitzt vielfältige Abfragemöglichkeiten: Es ist sowohl eine Suche nach bestimmten Objekten als auch nach bauhistorischen Phänomenen, beispielsweise nach Konstruktionsdetails, Bauwerkstypen oder baugeschichtlichen Daten möglich.

Derzeit sind knapp 800 Benutzer in der Datenbank registriert. Die Resonanz ist groß, sodass die Datenbank auch einen willkommenen Beitrag leistet, Möglichkeiten und Ergebnisse bauhistorischer Forschung öffentlich zu machen.

Das Digitalisierungsprojekt

Die Strukturen der Datenbank Bauforschung/Restaurierung erwiesen sich als grundsätzlich geeignet, um auch archivalische Informationen zu integrieren. Um jedoch sämtliche Informationen aus dem Besigheimer Häuserbuch in der Datenbank erfassen und abbilden zu können, musste neben dem bereits bestehenden Modul für die Darstellung von Bauphasen ein weiteres Modul entwickelt werden, mit dem sich Besitzerfolgen chronologisch anzeigen lassen, um so die gewünschten Recherchen nach Personen und Berufsgruppen möglich zu machen.

Auf der Grundlage der Eintragungen im Häuserbuch wurde je Objekt eine Indexdatei erstellt, bestehend aus Name, Jahr/Zeitraum, Beruf/Amt/Titel etc. des jeweiligen Besitzers und zusätzlich historisches und aktuelles Bildmaterial zur Verfügung gestellt.

Den Datenimport führte ein Softwareunternehmen durch, das generell mit der Pflege und Weiterentwicklung der Datenbank beauftragt ist. Das Landesamt für Denkmalpflege und ein Team aus freiberuflichen Dienstleistern haben das Projekt administrativ und technisch begleitet. Mittlerweile sind in der Datenbank Bauforschung/Restaurierung 400 Objekte in Besigheim erfasst, die aktuell rund 10 Prozent des Gesamtbestandes in der Datenbank darstellen.

Vorteile und Nutzen des Digitalisierungsprojekts

Die Nutzung des Häuserbuchs blieb bis zur Digitalisierung allein auf die Lesefassung begrenzt, der Benutzerkreis war relativ klein. Er bestand vor allem aus historisch interessierten Lesern, die sich vorrangig über die Geschichte der einzelnen Häuser informieren wollten.

Mit der Bereitstellung der Onlineversion in der Datenbank wurden neue Vermittlungs- und Zugangsmöglichkeiten geschaffen. Die Nutzer können nun auch eine Vielzahl weiterer Informationen finden, die durch fortlaufende Einbindung und Bereitstellung weiterer Quellen aktualisiert und ergänzt werden. So sind zu jedem neuen bislang nicht in der Datenbank vorhandenen Objekt zusätzlich Angaben zur bau- und stadtbaugeschichtlichen Überlieferung sowie Karten und Fotografien eingestellt.

Die nun auch häuserunabhängig recherchierbaren Daten, etwa zu Personennamen und Berufsgruppen, sind objektbezogen oder als übersichtliche Tabelle darstellbar, die in frei auswählbaren Zeiträumen Namen, Adressen bzw. Berufsgruppen auflistet. Diese Darstellung ist in einem verschlüsselten internen Bereich nach vorheriger Anmeldung mög-

lich. Datenschutzrechtliche Belange bleiben gewahrt, weil personenbezogene Daten innerhalb der Bauhistorie nur bis zum Jahr 1900 berücksichtigt sind.

Für die Datenbank selbst stellen die hier gesammelten Informationen aus dem Besigheimer Häuserbuch einen enormen Zugewinn dar: Anhand der Besitzerfolgen und Nutzungswechsel, die mit den Bauphasen abgeglichen werden, lassen sich Bauphasen und Umbauzustände der jeweiligen historischen Gebäude in der Datenbank sehr viel genauer abbilden. Zudem wurde gleichzeitig auch die Suchfunktion optimiert, die nun mehrere Rechercheoptionen umfassen kann.

Fazit

Die digitale Bereitstellung der Besigheimer Häuserbuchdaten in der Datenbank Bauforschung/Restaurierung vereinfacht nicht nur spezialisierten Fachkräften, sondern auch interessierten Laien Zugriff auf das hier hinterlegte Wissen. Die Stadt Besigheim und der dortige Geschichtsverein haben dieses Projekt maßgeblich initiiert; nun ist es mit dem vorliegenden neuen Besitzermodul in der Datenbank auch für andere Orte bzw. einzelne Objekte nutzbar.

Praktischer Hinweis

Die Datenbank ist unter www.bauforschung-bw.de erreichbar.

Das Recherchebeispiel listet die Besigheimer Gebäude und deren Besitzer, bezogen auf den Beruf des Seilers im Zeitraum zwischen 1500 und 1800.

Literatur

Vera Ehrensperger: Das Besigheimer Häuserbuch, hrsg. v. Stadt Besigheim, Besigheim 1993.

Christin Aghegian-Rampf
Till Läßle
 strebewerk. Architekten GmbH
 Reinsburgstraße 95
 70197 Stuttgart

Sandy Richter
 Stadtarchiv Besigheim
 Bühl 32
 74354 Besigheim

Dr. Claudia Mohn
 Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen

Zehnthaus
 ID: 121215349462 / Datum: 29.07.2005
 Datenbestand: Bauforschung

Objektdaten

Kartenansicht (OpenStreetMaps)
 Zehnthaus
 74388 Taiheim, Hauptstraße 21

Objektbeziehungen

Umbauzuordnung

Weitere Objekte an diesem Wohnplatz

Bauphasen

1. Bauphase:
 (1605 - 1607)
 Erstellung des Kernbaus (1605/06d), Jahreszahl über Türsturz 1607
 (i) an einer zweitverwendeten Türumrahmung
Betroffene Gebäudeteile:
 keine

Fotos

Zugeordnete Dokumentationen

- Baufaufnahme und bauhistorische Untersuchung

Beschreibung

Konstruktionen

Quick-Response-Code

Auswahl der Suchkriterien

Bitte wählen Sie Elemente zur Eingrenzung Ihres Suchergebnisses

Regierungsbezirk: Stuttgart
 Kreis: Ludwigsburg (Landkreis)
 Gemeinde: Besigheim
 Wohnplatz*: Besigheim

Sortierung der Liste:
 Besitzernamen Beruf / Amt / Titel

abschicken

Elemente Ihres Suchergebnisses

Besitzernamen	Beruf / Amt / Titel	Besitz (Beginn)	Besitz (Ende)	Straße	Hausnummer (Historische Gebäudenummer)
Mayenberger, Hans/Seiler		1660	1660	Alperturmstraße 6	(152)
Mayenberger, Hans/Seiler		1687	1689	Hauptstraße	42 (317)
Mayenberger, Hans/Seiler		1689	1702	Hauptstraße	42 (317)

Bauwerksgruppe: Wohnbauten - Wohn- und Geschäftshaus

Konstruktion/Material: keine Auswahl

Lageart: Mischbau

Bauphase (Beginn): Mischbau - Steinbau mit Gebäudeteilen aus Holz

Bauphase (Ende): Mischbau - Holzbau mit Gebäudeteil aus Stein

Bauphase: Mischbau - Obergeschoss(e) aus Holz

Bauwerksgruppe: keine Auswahl

Konstruktion/Material: keine Auswahl

Lageart: keine Auswahl

Besitz (Beginn): 1500

Besitz (Ende): 1700

Besitzernamen: Dreyschring, Johann Heinrich

Beruf / Amt / Titel: Bürgermeister



Fresko, Tresor und blauer Himmel – Historische Befunde als Fenster in die Geschichte

Die Sanierung der Eremitage Waghäusel (Teil 2)

Die Sanierung der Eremitage in Waghäusel, das ehemalige barocke Jagdschloss der Fürstbischöfe von Speyer, ist mit der Anlage des Parks 2017 seit Langem abgeschlossen und wurde bereits im Heft 4/2020 des Nachrichtenblattes allgemein und zusammenfassend beschrieben. In diesem Artikel werden die bisherigen Ausführungen ergänzt und der städtebauliche Ideenwettbewerb als Grundlage für die Sanierung des Geländes und den Erhalt der historischen Befunde vorgestellt. Diese besonderen Befunde bieten als Fenster einen Blick in die Geschichte des Schlosses und präsentieren es heutzutage anschaulich und lebendig.

Antje Gillich/Wilhelm Glaser/Daniel Keller/Johannes Wilhelm

Das denkmalpflegerische Konzept der Sanierung

Die Eremitage war von 1724 bis 1810 Jagdschloss und Rückzugsort der Fürstbischöfe von Speyer und ab 1837 Verwaltungsgebäude der Badischen Gesellschaft für Zuckerfabrikation. Die Zuckerfabrik Waghäusel wurde 1995 geschlossen und 1997 das gesamte Industrieareal an die Stadt Waghäusel verkauft.

Nachdem die Entscheidung der Stadt gefallen war, den Zentralbau der Eremitage als repräsentatives Kulturzentrum zu nutzen, suchte man für das Konzept der Instandsetzung, Letztere dauerte von 2000 bis 2017, eine Strategie. Angesichts der wechselvollen Geschichte wie auch des Zustands einiger Bauteile konnte eine reine Konservierung des Bestands nicht zielführend sein. So folgte man außen eher einer rekonstruierenden Gestaltung, was insbesondere das Dach mit den Kaminabschlüssen sowie die Neugestaltung bzw. Austausch der flächigen Fenster der 1960er Jahre betraf. Der raue Besenwurfverputz, der aus bauphysikalischen Gründen nicht zu erhalten war, wich einem glatten Kalkputz. Die Farbgebung geht auf einen für das beginnende 20. Jahrhundert festgestellten Befund an den Kavalierhäusern zurück. So gibt die Außenansicht diese Zeit wieder.

Im Inneren konnte der Weg der Rekonstruktion aufgrund der massiven Strukturveränderungen der 1920er Jahre des letzten Jahrhunderts nicht eingeschlagen werden, sodass man die damals ge-

schaffene Situation übernehmen musste. Dies wurde durch die handwerkliche Qualität der in Art déco gehaltenen Ausstattung insbesondere des umgebauten stockwerksübergreifenden zentralen Raumes nachvollziehbar (vgl. Abb. oben auf dieser Seite). Auch die Farbgebung der Räume folgte dieser Zeitschicht. Intensive Gelb-, Rot- und Blautöne ergeben ein für heute ungewohntes Zusammenspiel. Die Befunde wurden dokumentiert und für die Neugestaltung übernommen. Nur der intensive Gelbton des zentralen Raumes im Erdgeschoss wurde dem heutigen Zeitempfinden entsprechend etwas gemildert, um dem festlichen Ambiente des Trauzimmers Rechnung zu tragen. Zur Sichtbarmachung der Befunde der unterschiedlichen Bauphasen sollten an mehreren Stellen „Fenster“ belassen werden, wobei darauf geachtet wurde, dass sie nicht die Gesamtstimmung der Räume stören, damit nicht der Eindruck einer Vivisektion des Gebäudes entsteht. Dabei wurden sowohl die Dokumente aus der fürstbischöflichen wie auch aus der industriellen Zeit berücksichtigt. Die Idee der Rekonstruktion des beim Brand 1946 zerstörten Deckenfreskos von Giovanni Francesco Marchini aus dem Jahr 1732 konnte nicht verfolgt werden, da die neue Kuppelkonstruktion die ursprüngliche nicht maßgenau übernahm. Die fehlende Tiefe der Kuppel wurde durch eine etwas illusionierende Abtönung überspielt. Die Möglichkeit einer zeitweisen Projektion an die Decke anhand der Fotografien kann zukünftig den Verlust etwas kompensieren.



Mit diesem abgestuften denkmalpflegerischen Konzept wurde den Belangen der Nutzer wie auch dem Interesse der Besucher zur Baugeschichte Rechnung getragen und Letzteres mit der Fundpräsentation in den Museumsvitrinen anschaulich ergänzt.

Die Außenanlagen mit Park

Eine ebenso wechselvolle Entwicklung erlebte die Parkanlage der Eremitage. In das Schönbornsche Alleensystem einbezogen, bestand die barocke Anlage aus einem punktsymmetrisch angelegten Geviert mit Kreuz- und Diagonalwegen, die von einer Mauer umschlossen war und auch den westlich davon gelegenen Ökonomiehof mit Wirtschaftsbauten umfasste. Im Zentrum der Anlage befindet sich damals wie heute das Ensemble aus Schloss als Zentralbau mit den umgebenden Kavalierhäusern, die mit einer Ringmauer verbunden sind.

Für die Standortwahl der Anlage spielte für den streng gläubigen Fürstbischof die räumliche Nähe zum Kapuzinerkloster eine wichtige Rolle, an die sie unmittelbar südlich anschloss. Die enge Beziehung wird auch dadurch deutlich, dass die architektonische Gestaltung beispielsweise der Dachdeckung mit Schiefer aus der Bauzeit aufeinander abgestimmt wurde.

Die spätere industrielle Entwicklung mit dem Bau der Zuckerfabrik führte im 19. und 20. Jahrhundert zum Verlust aller Wirtschaftsgebäude, dem westlichen Teil der Parkanlage und des Klostergartens. Noch 1968 wurde das nordwestliche Kavalierhaus mit der Ringmauer abgebrochen. Die ursprüngliche Ausdehnung der Gartenanlage mit den Grünflächen und der Wegestruktur sowie der Einfriedung ist heute nur noch im östlichen Teil erlebbar (Abb. 1).

Mit dem Erwerb des Areals durch die Stadt 1997 bot sich die einmalige Chance, ein Gesamtkonzept zu entwickeln, das der Geschichte des Ortes gerecht wird. Der Rückbau der Industrieanlagen machte die Gesamtkonzeption der Eremitage und ihren engen Bezug zum Kloster wieder deutlich sichtbar.

Eine erste Konzeptidee zur Entwicklung des Geländes nahm zunächst keinen Bezug auf die historischen Strukturen, sie orientierte sich vielmehr sowohl mit den geplanten Gebäudehöhen (bis zu 70 m) als auch mit den zu überplanenden Flächen an den Ausmaßen der Industrieanlage. In einem über mehrere Jahre dauernden Prozess konnte die Denkmalfachbehörde die Stadt aber schließlich vom besonderen Wert der Schlossanlage mit dem zugehörigen Park sowie der Beziehung zum Kloster überzeugen. Zwar wurde die ursprünglich quadratische barocke Parkanlage an der Westseite etwas beschnitten und der westlich gelegene Ökonomiehof wieder zur Bebauung vorgesehen, aber die Grünflächen zwischen Schloss und Kloster und auch die vier Hauptachsen als grüne Zäsuren festgesetzt.

Anstelle des abgebrochenen Kavalierhauses wurde von den Landschaftsarchitekten vorgeschlagen, eine Frei- bzw. Veranstaltungsfläche in gleicher Größe zu errichten (heute Bouleplatz) und so die punktsymmetrische Anlage zu vervollständigen. Die neue Gartengestaltung nördlich des Schlosses macht die ehemalige barocke Anlage wieder erlebbar, nicht als Rekonstruktion, aber in Anlehnung an das ursprüngliche Erscheinungsbild.

Befunde zur Haustechnik und Hygiene

Bei den Sanierungsarbeiten wurden viele haustechnische Befunden wie Ofennischen dokumentiert, die an die 16 Kaminzüge angeschlossen wa-

1 Luftbild der Eremitageanlage von 2019.



2 Eiserne Fallrohre mit Muffenverbindung.

ren. Der reich gegliederte Bau konnte damit gut beheizt werden und auch im Winter eine komfortable Wohnqualität bieten. Später ersetzte eine Zentralheizung die Einzelöfen und die nicht mehr benötigten Kaminköpfe, die die kronenartige Fassung des zentralen Daches bildeten, wurden abgebrochen.

Daneben besaß das Jagd- und Schloss auch Abtritte, die einen erheblichen Komfort für die Zeit boten. Die Größenordnung hierfür zeigt die erhaltene Telefonkabine der Zuckerfabrik im Obergeschoss. In der Toilette des Erdgeschosses konnte ein solcher originaler Abtritt erhalten werden. Er dokumentiert die beinahe luxuriöse Ausstattung, eine apsidale oben gewölbte Nische mit blauem Himmel. Bis in Schulterhöhe lassen hölzerne Dübel auf eine ehemalige Holztafelung schließen, in die der wohl ebenfalls hölzerne Sitz integriert war (Abb. 3). Entsorgt wurden die Abtritte in zwei Latrinengruben, die noch heute die Spuren der Kalkungen zum Zweck der Desinfektion aufweisen. Im Gegensatz zur gemauerten Beschickung der wohl älteren Latrine an der Westseite des südlichen Pavillons wurden die Abtritte des Obergeschosses durch eiserne Fallrohre entsorgt, die bei den Fassadenarbeiten an der Nordseite des Eingangspavillons zutage kamen (Abb. 2). Eiserne Rohre mit Muffenverbindung sind auch für die bischöflichen Bauten in

Bruchsal belegt. Trotz der Bedenken der Bauleitung wurden diese Rohre als verdecktes Dokument für die fortschrittliche Technik der Zeit nach 1750 *in situ* belassen.

Heizung und Hygieneeinrichtungen zeugen für diese Zeit von einer komfortablen Ausstattung, auch wenn kein Badezimmer wie das im Schloss Kislau aus der Zeit Franz Christoph von Huttens nachgewiesen wurde. Die Annehmlichkeiten des kleineren Baus mögen den letzten Speyerer Fürstbischof Philipp Franz von Walderdorf wohl auch veranlasst haben, seinen Wohnsitz überwiegend in der Eremitage anstatt im weitläufigen Bruchsaler Schloss zu nehmen.

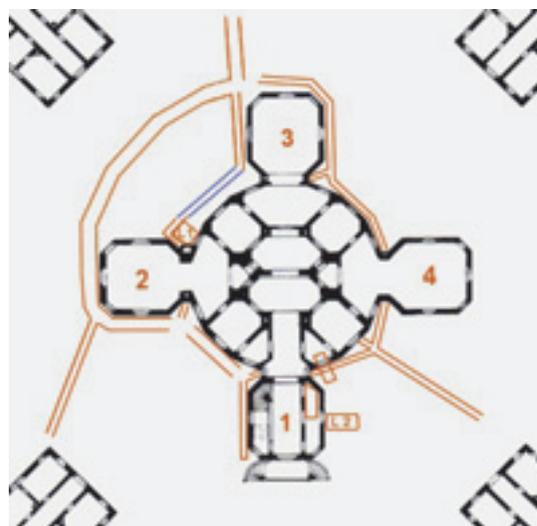
Eine weitere Besonderheit ist die Gründung des Gebäudes mit tiefen Kelleranlagen an diesem moorigen Standort. Der Baugrund war zum Zeitpunkt der Errichtung des Gebäudes erheblich feuchter. Offensichtlich änderten sich ab 1837 durch den massiven Torfabbau für die Zuckerproduktion die Grundwasserhältnisse des Areals. So konnten an der Oberseite der Fundamente Lehm packungen festgestellt werden, die man im 18. Jahrhundert üblicherweise bei feuchten Baugründen wie zum Beispiel Mühlen als Isolation gegen Feuchtigkeit verwendete. Michael Ludwig Rohrer hatte als Baumeister auch von Schloss Favorite in Rastatt-Förch für Markgräfin Sybilla Augusta von Baden-



3 Ehemaliger fürstbischöflicher Abtritt im Sanitärraum Erdgeschoss.

4 Übersicht der dokumentierten Kanäle mit den Standorten der Latrinen (L1/L2).

5 Mit Ziegelsteinen ausgelegter Hauptkanalboden.



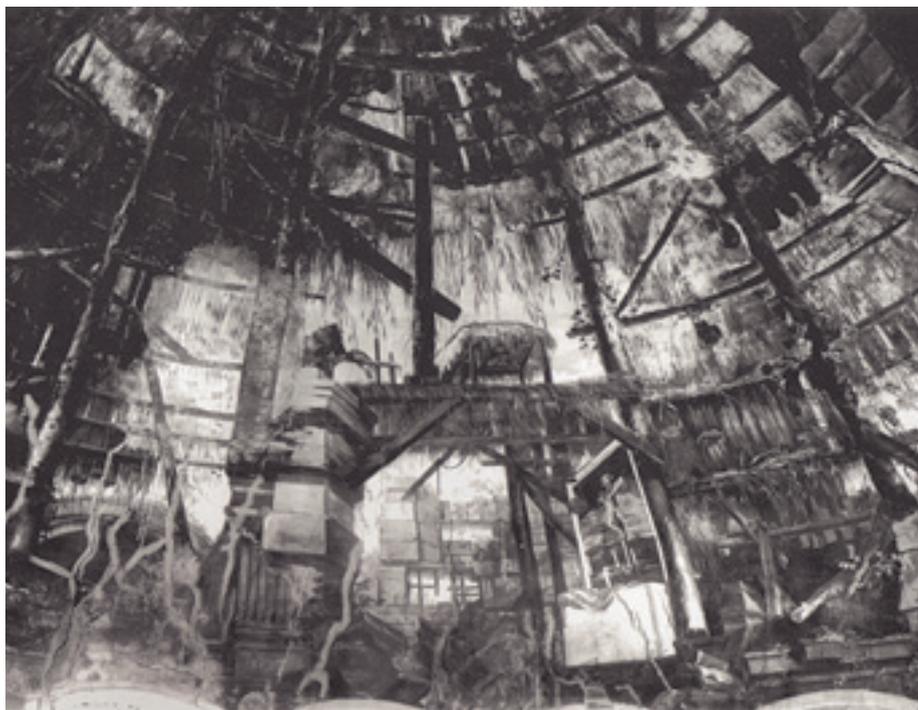
Baden nach 1710 Erfahrung mit durchfeuchtetem Baugrund gemacht. Spuren in Waghäusel weisen auf eine entsprechende Vorsorge durch den sicheren Abtransport des Regenwassers schon am Gründungsbau. Davon zeugt der 1733 datierte Ziegel, der an der Südseite des westlichen Flügels eingemauert war. Mit der Erweiterung des Zentralbaus durch vier Flügel wurde die Ableitung des von den Dächern kommenden Regenwassers zu einem dringenden Anliegen, um die Durchfeuchtung der Zwickel zwischen den Flügeln abzuwenden. Ein nah angelegtes Kanalsystem leitete das anfallende Regenwasser in Sickergruben vom Gebäude weg (Abb. 4). Es wurde bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mehrfach ertüchtigt und den neuen Bedingungen angepasst. Danach wurde es vernachlässigt und zum Teil bei Baumaßnahmen gestört, unter anderem bei Baggararbeiten zur Absenkung des Oberflächenniveaus auf frühere Schichten.

Die noch vorhandenen Kanäle stammen überwiegend aus der Zeit der Erweiterung unter Franz Christoph von Hutten, was auch der Fund eines auf das Jahr 1743 datierten Ziegelsteins belegt. Die Kanäle waren überwiegend aus Ziegel gebaut und durch Ziegelgewölbe nach oben geschlossen. Nur vereinzelt konnten Abdeckungen durch Sandsteinplatten nachgewiesen werden. Die Sohle der Kanäle bestand in der Regel aus doppelten Ziegellagen, die meist leicht schräg in Fließrichtung verlegt für eine bessere Selbstreinigung der Anlage sorgten (Abb. 5). Einstiegschächte ermöglichten abschnittsweise zusätzlich eine Wartung. Diese Schächte wurden mit der Anhebung des umgebenden Bodenniveaus an die neuen Höhen angepasst. Ebenso wurde mit den Sohlbänken der Kellerfenster verfahren, indem man diese durch Aufmauerungen bzw. Betonaufsätze erhöhte.

Überlaufbecken und Sickergruben aus der Zeit nach der Mitte des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts belegen das Versagen der ursprünglichen Kanalisation, deren Funktion durch mangelnde Wartung und unsachgemäße Eingriffe nicht mehr gegeben war. Da die noch vorhandenen Kanäle nach Starkregen Feuchtigkeit zogen, wurden sie mit gewaschenem Kies verfüllt und schadhafte Stellen im Ziegelmauerwerk durch Kalkmörtel ausgebessert. Die Kanalabschnitte, die das heutige Niveau tangieren bzw. durchbrechen, sind durch moderne Betonformsteine überdeckt und geschützt. Der Kanal stellt ein wichtiges Zeugnis der barocken Bautechnik in schwieriger Baugrundsituation dar.

Die verlorene Freskomalerei Giovanni Francesco Marchinis im Belvederesaal

Der aus der Gegend um Como stammende Freskomaler Giovanni Francesco Marchini, der für den



6 Kuppelfresko von Giovanni Francesco Marchini.

Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn ab 1731 im Schloss Bruchsal tätig war und dort die Fassadenbemalungen konzipierte und ausführte sowie die Freskomalereien in der Intrada, in der Grotte und in der Sala Terrena schuf, wurde 1732 vom Fürstbischof beauftragt, den Belvederesaal der Eremitage Waghäusel auszumalen.

Das Thema des Deckengemäldes „Eremitenhütte in antiken Ruinen“ ist „in seiner Art und zu diesem Zeitpunkt einzigartig“ schreibt Christa Birkenmaier in ihrem Buch über Eremitagen des europäischen Adels. „Das Kuppelgemälde suggeriert dem Betrachter das Innere der primitiven Behausung eines Eremiten, die in Ruinen eingerichtet ist. Die Darstellung einer Eremitenhütte als primitiv-provisorische Einsiedelei wird durch die Ruinensymbolik noch verstärkt. Die seltenen Ruinendarstellungen sollten in der Zeit des Barock und der Gegenreformation als Symbol auf die Eitelkeit des menschlichen Strebens hinweisen und für die Vergänglichkeit stehen. Gleichzeitig bedeutet die Darstellung von antiken Säulen eine positive Symbolik als Verkörperung klassischer Schönheit und Harmonie, auf welche die Menschen wieder hingeführt werden sollten. „Die gemalte Ruinenarchitektur ist zu Beginn des Jahrhunderts ihrer Zeit weit voraus und nimmt gestalterische Elemente der Romantik vorweg.“ (Abb. 6)

Das Fresko Marchinis wurde wie erwähnt 1946 durch einen Brand zerstört, dem das gestufte Zeltdach, der originale Dachstuhl und in der Folge auch das Kuppelfresko vollständig zum Opfer fielen. Von einem späteren Versuch der Instandsetzung der Kuppel zeugten bei deren Restaurierung 2011/12 Reste bemalter Leinwand, welche, ebenso wie die dazugehörige sehr einfach gehalten

7 Freigelegte Freskomalerei Marchinis in einer Fensternische des Tambours.



tene Übermalung im Tambour belegt, das Eremitenthema Marchinis wiederaufnahmen.

Die heute noch im Archiv des Landesdenkmalamtes erhaltenen Fotografien des originalen Kuppelfreskos von Wilhelm Kratt 1910 bilden circa zwei Drittel der Malerei ab und zeigen die „Eremitenhütte in antiken Ruinen“. Über einer eingestürzten Kuppelarchitektur in antiker Formensprache ist eine aus Baumstämmen und Ästen notdürftig errichtete Kuppelkonstruktion dargestellt, welche eine lichtdurchlässige nach unten stellenweise offene Strohabdeckung zeigt. Teils dichter Pflanzenbewuchs und rankender Wein unter dem Strohdach veranschaulichen den Ruinencharakter der Szenerie. Auf einem abgebildeten Ausschnitt ist zwischen den Trümmern des Gewölbes ein einfacher, mit einem Tuch und Kerzenleuchtern geschmückter Altar zu sehen, dahinter ein Tafelbild mit einer Kreuzigungsszene.

Die im Zuge der Restaurierung des Tambours in einer Wandnische unter mehreren Überfassungen, und mit hohem Aufwand freigelegten originalen Malereibefunde zeigen ein dunkelrotes Ziegelmauerwerk, mit, je nach Lichteinfall, hellen gräulichen oder schwarzen Fugen, welches konstruktiv zu der in der Kuppel dargestellten Ruine gehört. Vor dem gemalten Ziegelmauerwerk in der Fensternische ist, analog zur Darstellung in der Kuppel, ein Gerüst aus grauen Ästen gemalt, welches eine nur noch aus einzelnen Büscheln bestehende Strohabdeckung aufweist. Bemerkenswert an dieser Gestaltung ist, dass die Fassade des Hauptbaus in dieser Zeit ebenfalls eine Fassung in Ziegelart hatte, das heißt das bauzeitliche Ziegelmauerwerk war mit einer Kalkschlämme überzogen, ziegelrot ge-

fasst und entsprechend den originalen Ziegelformaten mit aufgemalten weißen Fugenstrichen dekoriert. Somit korrespondiert die Freskomalerei im Inneren mit der bauzeitlichen sogenannten „Backsteinmalerei“ der Fassade, ein künstlerisches Gesamtkonzept, das die Genialität Marchinis verdeutlicht (Abb. 7).

Die Neufassung der 2012 rekonstruierten Kuppel und des Tambours

Mit dem Umbau des Zentralbaus zum Verwaltungsgebäude der Südzucker AG, erfolgten 1926 gravierende Umgestaltungen. Die Treppe im ehemaligen von Balthasar Neumann konzipierten Treppenhaus im östlichen Anbau wurde in den Zentralbau verlegt. Anstelle des ehemaligen Treppenhauses wurde das bis heute nahezu unveränderte Vestibül als repräsentativer Eingangsraum im Stil des Art déco gestaltet. Im Obergeschoss entstand durch den Ausbau der Decken im Zentrum des Gebäudes, nun ein hoher dreigeschossiger Kuppelsaal mit einem Umgang zur Erschließung des Mansardgeschosses. Das von Marchini geschaffene Fresko in der Kuppel und an den Wänden des Tambours blieb auch nach der Aufgabe des barocken Belvederesaaals bis zur Zerstörung 1946 sichtbar. Nur wenige Reste der Wandmalerei blieben erhalten.

Die Entwicklung des Fassungskonzeptes für die restaurierten Innenräume des Zentralbaus basiert auf dem beschriebenen Farbkonzept der Umbauphase von 1926. Die heutige Neufassung der Wandflächen des Tambours orientiert sich an der Farbigkeit des damals noch sichtbaren Deckenfreskos von Marchini.

Die Kuppel wurde in Anlehnung an den lichten, barocken Himmel mit einer sehr zurückhaltenden Interpretation des hellblauen Himmels gestaltet, das sich an Vergleichsbeispielen aus dem Werk Marchinis im Schloss Zeilitzheim orientiert. Die leimgebundene, traditionell mit Malerbürste und Naturschwamm ausgeführte Fassung beginnt am Horizont mit einer gelblich weißen Farbigkeit und geht bis zum Scheitel des Gewölbes in ein dunkler werdendes Ultramarinblau über (Abb. 8; S. 135 oben).

Die Malerei der Eremitenbehausung im ersten Obergeschoss

Das Gestaltungsthema der Eremitenbehausung zog sich, wie Befunde belegen, durch den gesamten Zentralbau der Eremitage. Im südlichen Raum des ersten Obergeschosses waren in den 1970er Jahren im Rahmen einer Deckensicherung nach einem Wasserschaden noch erhaltene Teile eines bauzeitlichen Deckenfreskos ausgebaut und

im Dachgeschoss deponiert worden. Diese teils überfassten Deckenbildfragmente wurden im Zuge der Restaurierung des Hauptbaus untersucht, dokumentiert und digital zu einem Gesamtbild zusammengefügt. Der rekonstruierte Bildausschnitt des sich ursprünglich über die gesamte Decke erstreckenden Freskos zeigt, ähnlich wie im Belvedere-saal, den Blick durch ein weinumranktes Astgerüst auf einen lichten hellblauen und teils dunkelgrau bewölkten Himmel.

Zur Dokumentation und Demonstration der Qualität des ehemaligen Deckenfreskos im ersten Obergeschoss wurden vier Teile der insgesamt 26 Deckenbildfragmente konserviert und freigelegt. Diese sind in dem ursprünglichen Raum ausgestellt, welcher heute der westliche Raum des später in drei kleinere Räume unterteilten Saales ist (Abb. 9; 10).

Die Malereifragmente im Erdgeschoss und die Befunde zur Malerei „auf rindenarth“

Bei den Restaurierungsarbeiten im Hauptbau wurden im ehemaligen westlichen Saal unter einer dünnen Gipsputzschicht und zahlreichen Tünchenschichten, Fragmente eines barocken Putzes mit freskaler Bemalung entdeckt. Eingehende Untersuchungen belegten, dass um eine später zugesetzte bauzeitliche Türöffnung noch annähernd 4,5 m² eines freskal bemalten Putzes aus dem 18. Jahrhundert erhalten waren. Dieser Putz war im 19. Jahrhundert mehrfach übertüncht, im 20. Jahrhundert mit unzähligen Beilhieben aufgespitzt und mit Gipsputz überzogen worden (Abb. 11).

Die zunächst an kleinen Sondagen freigelegte Freskomalerei zeigte eine illusionistisch gemalte Raumgestaltung in der Art einer einfachen Eremitenbehausung, die aus einer Konstruktion aus grauen und weißen Birkenästen besteht, mit grauen Blattranken bewachsen und mit gelbbraunen Strohbüscheln abgedeckt ist.

Die Einzigartigkeit und hohe künstlerische Qualität dieses Befundes, welcher aufgrund der gründ-



8 Neugefasste Kuppel mit Tambour.

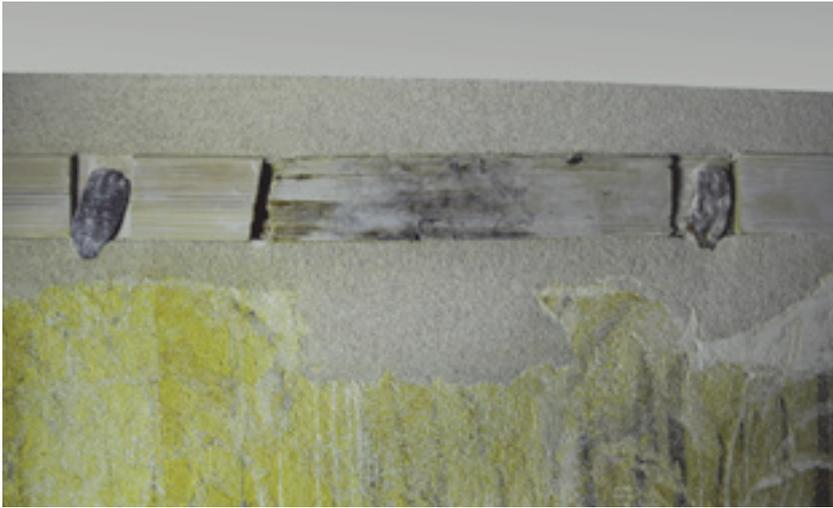
lichen Renovierung der 1920er Jahre nicht zu erwarten war, führte zur Entscheidung, den gesamten noch erhaltenen Bestand dieses Putzes freizulegen und eine jüngere Zusetzung der ehemaligen Türöffnung zu entfernen.

Eine technologische Besonderheit an diesem Fresko sind die in den Randbereichen der Wandflächen sowie die in Brüstungshöhe in den Putz eingelassenen Holzleisten. Diese waren noch in einzelnen Fragmenten erhalten und, wie die Befunde belegen, mit eingeschlagenen Eisenhaken auf dem Ziegelmauerwerk befestigt. Die heute sichtbaren platt geschmiedeten Laschen der Haken sind in ausgearbeiteten Vertiefungen in den Leisten versenkt, sodass damals offensichtlich eine ebene mit der Putzoberfläche bündige Wandoberfläche beabsichtigt war. Die primäre Funktion der Leisten in den Randzonen der Putzflächen war zunächst die von Putzleisten, welche ein einfaches, ebenes Abziehen des Putzes auf der Wandfläche ermöglichte. Die aufwendige Anbringung und handwerkliche Fertigung der Leisten sowie deren Belassen im Freskoputz muss jedoch andere Gründe gehabt haben (Abb. 12).

9 Bildmontage der ausgebauten Deckenbildfragmente aus dem 1. OG. April 2013, Wilhelm Glaser.

10 Präsentation der Deckenbildfragmente im ursprünglichen Raum im 1. OG.





11 Detailaufnahme mit Zwischenzustand bei der Freilegung der Malerei.

12 Detailaufnahme einer ergänzten Putzleiste links, rechts das barocke Original.

13 Rekonstruktionsversuch zur Rindenapplikation auf den hölzernen Putzleisten.

Beim Betrachten des aufgemalten Gerüstes aus Birkenästen fällt auf, dass die eingeputzten Holzleisten die regelmäßige Konstruktion in den Randbereichen der Putzflächen ergänzen und diese somit in die Konzeption der Wandgestaltung integriert sind. Ein winziger Befund an der oberen, horizontalen Holzleiste unterhalb der Decke, wo heute noch an einem nicht ganz eingeschlagenen kleinen handgeschmiedeten Nagel ein Rest eines Leinwandgewebes hängt, erlaubt die Hypothese zur sekundären Funktion dieser Leisten. Es ist zu vermuten, dass zur Ergänzung des gemalten Gerü-

tes aus Birkenästen, an diesen Leisten auf einem halbrund vorgeformten Leinwandträger abgeschälte Rindenstücke von Birken aufgeklebt waren, die durch Dreidimensionalität und Materialität die Illusion der einfachen Eremitenbehausung hervorheben. Diese Hypothese würde auch erklären, weshalb auf den Leisten keinerlei Fassungsreste oder Reste einer Beklebung festzustellen sind. Das vermutlich hier praktizierte Aufkleben von Rindenstücken auf ein mit Knochenleim halbrund vorgeformtes Trägergewebe, hätte die Verwendung kleinerer zusammengesetzter und ausgewählter, astfreier Rindenstücke erlaubt und eine nicht sichtbare Befestigung der sehr leichten Rindenapplikationen mit kleinen Nägeln ermöglicht. Die zahlreichen Nagellöcher in den Holzleisten sind ein weiterer Hinweis auf diese Technik. Der Vermerk im bauzeitlichen Schriftverkehr, dass ein „Eremitagenaltar“ mit Rinde verkleidet wurde, untermauert diese Hypothese (Abb. 13).

Die hohe maltechnische Qualität der Freskomalerei ist vermutlich ebenso wie an den übrigen Fragmenten freskaler Malereien in der Eremitage Giovanni Francesco Marchini zuzuschreiben. Die Vorgehensweise des Künstlers beim Malprozess lässt sich an den hier erhaltenen Befunden ablesen und belegt zunächst den Auftrag eines flächigen goldgelben Lokaltones, auf den dann nach der Skizzierung des Gerüstes aus Birkenästen, die Strohbuschel gemalt wurden. Befunde zu einer Vorritzung oder Pauspunkte wurden nicht festgestellt, der routinierte Freskant hat hier frei gearbeitet. Die Strohbuschel wurden mit einem hellgelb bis weißen kalkgebundenen Lichtton und einem dunkelbraunen Schattenton aus dem goldgelben Grundton herausmodelliert, wobei die Garben an die Außenseite des Gerüstes aus Ästen gebunden sind. Die Abbildung von hellen, lichtbeschienenen Ähren im oberen Bereich der Büschel löst die lineare Form auf und lässt die Strohabdeckung realistisch erscheinen (Abb. 14).

Die Bemalung der Türleibung „auf rindenarth“

Die im Zuge der Restaurierung ebenfalls freigelegte barocke Fassung der Türleibung zeigt eine mit Temperafarbe aufgemalte Rindenapplikation, entsprechend den dargestellten Birkenästen auf der Wandfläche. Die teils schachbrettartige Anordnung von zwei nebeneinanderliegenden Reihen relativ kurzer und schmaler Rindenstücke entspricht einer realitätsnahen Abbildung einer Verkleidung mit Birkenrinde, die, wie gerade beschrieben, auf der Wandfläche teils auch mit echter Birkenrinde ausgeführt wurde. Die Wechsel zwischen helleren und dunkleren Rindenstücken, die im Gegensatz zu den Ästen auf den Wandflächen hier durch



14 Detailaufnahme Endzustand, mit Putzergänzungen nur im Bereich originaler Freskoputzflächen mittels Strichretusche.

15 Freigelegte und retuschierte Fassung „auf rindenarth“ auf der Türleibung.

Schraffuren und schwarze Schattenlinien und Narben noch detaillierter dargestellt wurden, unterstreichen die Plastizität der Abbildung. Der abweichende Duktus dieser Malerei im Vergleich zum Fresko deutet darauf hin, dass die Dekoration der Türleibung von einem anderen Maler ausgeführt wurde. Der archivalische Hinweis von 1729 auf eine Bemalung von „Fensterläden, Fenster-Gewölben und Füllungen an den Mauern „auf rindenarth“ durch den Maler Max Stöckel bestätigt diese These (Abb. 15).

Resümee

Aus der Ära der Zuckerfabrik gibt es weitere historische Fenster, die zum Teil angepasst und ins Museum integriert wurden und damit eine Brücke in die Gegenwart schlagen, weshalb sie separat im Denkmalporträt in diesem Heft (S. 138) vorgestellt werden. Es wird zusammenfassend deutlich, wie lohnenswert es ist, im Ergebnis der langjährigen Sanierung und aufwendigen Dokumentation und Restaurierung solch ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung wie die Eremitage mit historischen Fenstern auszustatten und damit in seine 300-jährige Geschichte anschaulich und lebendig zu blicken. Diese insgesamt 16 historischen Befunde können darüber hinaus bei besonderen Veranstaltungen anhand eines Flyers auch als Grundlage für selbständige Entdeckungs- und Erkundungstouren dienen.

Literatur

Christa Birkenmaier: Eremitagen des europäischen Adels. Petersberg 2020.
Antje Gillich/Johannes Wilhelm: Vom barocken Jagdschloss zum städtischen Kulturort. Die Sanierung der

Eremitage Waghäusel, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 49/4, 2020, S. 257–266.

Anreas Vorbach: Ideenwettbewerb. „Zuckerfabrik/ Eremitage“, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 30/1, 2001, S. 95–97.

Uta Hassler: Die Baupolitik des Kardinals Damian Hugo von Schönborn. Landesplanung und profane Baumassnahmen in den Jahren 1719–1443. Mainz 1985.

Praktischer Hinweis

Das neue Museum in der Eremitage ist regulär am letzten Sonntag im Monat von 14–17 Uhr außer feiertags geöffnet. Weitere Information gibt es auf der Homepage der Stadt Waghäusel unter www.waghaeusel-eremitage.de.

Dr. Antje Gillich
Stadt Waghäusel
Gymnasiumstr. 1
68753 Waghäusel

Wilhelm Glaser
Bittelbronner Steige 5
72160 Horb

Daniel Keller
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsz Karlsruhe

Dr. Johannes Wilhelm
Magdeburger Straße 38
76139 Karlsruhe

Glossar

Tambour

Bezeichnet ein vertikales Architekturelement mit einem meist runden Querschnitt, das als Zwischenglied eines Baukörpers und dessen aus einer Kuppel oder einem Klostergewölbe bestehenden Dachs fungiert.

Denkmalporträt



Die Eremitage in Waghäusel Tresore und Telefonkabine aus der Ära der Zuckerfabrik

Der große Artikel zur Eremitage in Waghäusel in diesem Heft widmet sich den historischen Befunden, die während der Sanierung entdeckt und als Fenster in die Geschichte erhalten wurden. Es geht dabei in erster Linie um die Befunde des Barockschlosses während der fürstbischöflichen Zeit. Aber auch die folgende Ära der Zuckerfabrik hat ihre Spuren hinterlassen, denn mit der Gründung der Südzucker AG in den 1920er Jahren wurde die Eremitage im Innern im Stil des Art déco umgebaut. Ei-

nige Einbauten sind in hervorragendem Zustand und heute ins Museum integriert.

Im Obergeschoss der Eremitage gibt es noch heute die in der ehemaligen halbkreisförmigen Abtrittsnische befindliche kleine Telefonkabine von 2,20 m Höhe, die aus der Ära der Zuckerfabrik Waghäusel stammt. Sie besitzt eine schalldichte Tür mit genieteteter Lederbespannung und Filzdämmung, daneben ein kleines etwa 5 cm großes Bullauge in Augenhöhe und einen Türknauf aus Messing. Der

Messingknauf, der Türrahmen und das kleine Bullauge sind stilistisch mit Zierleisten versehen, wie es für die gesamte Inneneinrichtung der Eremitage bei ihrem Umbau in den 1920er Jahren typisch ist. In dieser Zeit wurden zentrale Telefonkabinen in großen Unternehmen üblich, wobei diese wahrscheinlich mit einem Wandtelefon ausgestattet war, wie die verputzte und verdübelte Fläche an der rechten Wand zeigt. Und auch Telefonhäuschen mit sogenannten Münzfernsprechern entwickelten sich zum vertrauten Bild von öffentlichen Plätzen und Straßen. 1930 gab es in Deutschland bereits über drei Millionen Telefonanschlüsse.

Im Januar 2020 wurde in den etwa 50 m² großen Flügeln des Obergeschosses das Museum mit vier Themenräumen zur Baugeschichte Eremitage, Zuckerfabrik Waghäusel, Badische Revolution 1848/49 und Naturschutzgebiet Wagbachniederung eingerichtet. Der Themenraum nimmt Bezug auf die freigelegten restaurierten Befunde oder ermöglicht einen Blickkontakt nach draußen zum Freiheitsdenkmal oder zum nahegelegenen Naturschutzgebiet mit seinen großen Pappeln hinter dem Kloster. Im Themenraum Zuckerfabrik Waghäusel wird neben den Museumsvitritten mit Bildern, Plänen und Exponaten durch die damalige Wandgestaltung des Raumes mit Tapeten der 1950er Jahre, dem zur Vitrine umgebauten Tresor und der Wanduhr über der Tür die Geschichte der Zuckerfabrik lebendig erzählt und inszeniert.

Der schlichte quadratische Tresor ist ein Stahlschrank von 1,64 m Größe, mit Betonsockel von etwa 50 cm Höhe und drei horizontalen und zweieinhalb vertikalen Regalen geteilt. Aufgrund des aufgeklebten Schildes auf der Innenseite der rechten Flügeltür ist der Hersteller, die Schlosserfirma Wilhelm Schindler aus Karlsruhe, bekannt, die 1889 auf verschiedenen nationalen Kunst- und Industriemessen Ende des 19. Jahrhunderts ausgezeichnet wurde, unter anderem mit der goldenen Medaille des Großherzogs Friedrich von Baden 1889, daneben auf der Industrieausstellung 1880 in Mannheim und der Kunstausstellung 1881 in Karlsruhe und 1895 in Straßburg. Noch heute existiert das vierstöckige im Jahre 1901 von Wilhelm Peter gebaute Wohnhaus des Schlossermeisters Wilhelm Schindler in der Yorkstr. 11 als Kulturdenkmal. Der Tresor enthielt nach Aussage vieler ehemals Beschäftigter der Zuckerfabrik neben Wertsachen des Unternehmens auch die Lohntüten seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Literatur

Antje Gillich/Johannes Wilhelm: Vom barocken Jagdschloss zum städtischen Kulturort. Die Sanierung der Eremitage Waghäusel, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 49/4, 2020, S. 257–266.



Telefonkabine der Zuckerfabrik Waghäusel.

Praktischer Hinweis

Das neue Museum in der Eremitage ist regulär am letzten Sonntag im Monat von 14–17 Uhr außer feiertags geöffnet. Weitere Information gibt es auf der Homepage der Stadt Waghäusel unter www.waghäusel-eremitage.de.

Dr. Antje Gillich
Stadt Waghäusel
Gymnasiumstr. 1
68753 Waghäusel

Schild vom Tresor im 1. Obergeschoss.



Denkmalporträt



Didaktische Pfeiler Richard Döckers Friedensschule in Trossingen

Östlich von Villingen-Schwenningen liegt die Kleinstadt Trossingen (Landkreis Tuttlingen). Hier tüftelte in den 1830er Jahren ein findiger Bürger am Nachbau einer Wiener Mundharmonika, die Trossingens Industrialisierung begründete. Schließlich bildete die Mundharmonika das Erfolgsprodukt eines ortsansässigen Musikinstrumentenherstellers, der ab dem späten 19. Jahrhundert für Arbeit, Bevölkerungswachstum und Wohlstand sorgte. Immer wieder musste diesem wichtigen Wirtschaftszweig neuer Raum im Stadtgebiet zugeteilt werden, um Produktionsstätten errichten oder erweitern zu können. In finanzieller Hinsicht war das für die Stadt wortwörtlich ein Gewinn, denn ohne die Einnahmen aus einem geschickten Handel, wäre die Friedensschule in den wirtschaftlich unsicheren Zeiten der Weimarer Republik vermutlich gar nicht entstanden. Öffentliche Bauten, erst recht Schulen, blieben in diesen von Inflation geprägten Jahren selten. Es gelang der Kommune jedoch, ein bestehendes Schulhaus, das man aufgrund von Platzmangel, eingeschränkter Belichtung und anderen Unzulänglichkeiten ohnehin gerne ersetzen wollte, zu Beginn der 1920er Jahre samt Grundstück an die Instrumentenindustrie zu verkaufen. Dank des Handels verfügte Trossingen im Jahr 1923 über die Mittel für einen Neubau, für

den eigens ein Areal am damaligen Stadtrand erworben wurde.

Entwürfe wurden über einen auf lediglich vier Architekten beschränkten Wettbewerb ausgewählt. Dies zeugt vom Anspruch und vom Repräsentationswillen des prosperierenden Ortes. Mit dem ersten Preis wurde der Entwurf des jungen Richard Döcker ausgezeichnet. Der 1894 in Weilheim an der Teck geborene Döcker (gestorben 1968) hatte an der Technischen Hochschule Stuttgart ein Architekturstudium absolviert. Zum Zeitpunkt des Wettbewerbs war er Assistent des einflussreichen Hochschullehrers Paul Bonatz (1877–1956), der weit über Baden-Württemberg hinaus für seine Ingenieurbauten bekannt war. Wenig später sollte Döcker selbst als wichtiger Verfechter moderner Architektur in Erscheinung treten, so beteiligte er sich etwa als Bauleiter und Architekt an der Weißenhof-Siedlung, stieg nach 1945 kurzzeitig zum Generalbaudirektor der Stadt Stuttgart auf und bildete als Professor an der Technischen Hochschule eine neue Generation von progressiven Architekten aus.

Doch zurück nach Trossingen: Nach rund einem Jahr Bauzeit konnte die neue Bildungsstätte im November 1924 bereits bezogen werden. Döcker platzierte das Schulhaus als asymmetrische, win-

kelförmige Randbebauung an der südlichen und westlichen Seite des Grundstücks, sodass viel Platz für einen Pausenhof im Freien blieb. Über einem teilweise mit Backstein verblendeten, teilweise in Sichtbeton ausgeführten Sockel erhebt sich das ein- bis zweigeschossige, hell verputzte Gebäude unter Satteldächern. Oberhalb der bandartig die Fensterachsen verbindenden Backsteinverkleidungen bildet die zurückversetzte, sichtbare Geschossdecke aus Beton eine Schattenfuge zum verputzten Obergeschoss. Eingezogene hochrechteckige Portale markieren den südlichen Zugang. Relieffartige Inschriften an den Betonpfeilern verweisen auf die pädagogischen Ziele der im Gebäude beheimateten Institutionen.

Stilistisch wurden sowohl traditionalistische als auch expressionistische und neu-sachliche Motive aufgenommen. Ein minimaler Dachüberstand und Aufschieblinge sind für diese frühe Phase von Döckers Schaffen charakteristisch und zeigen noch eine große Anlehnung an die heimatenschutzverbundenen Lehrmeister der Stuttgarter Schule. Eine Einbindung in die zur Erbauungszeit von zahlreichen Einhäusern geprägte dörfliche Umgebung war gegeben. Gleichzeitig sind Baustoffe wie Backstein und Beton in den 1920er Jahren charakteristisch für innovative Architekturströmungen. Die gezielte Entscheidung, das Material Beton nicht nur für Teile der Konstruktion des Schulhauses zu verwenden, sondern es auch an verschiedenen Stellen sichtbar zu belassen, von der massiven Einfriedung des Außenbereichs bis zu den Treppenbrüstungen im Inneren, war zu diesem Zeitpunkt wegweisend.

Die funktionale Konzeption und technische Ausstattung stand der zeitgemäßen Architektur nicht nach. Neben Klassenzimmern für eine Volksschule standen auch eine Turnhalle, noch keinesfalls selbstverständliche wasserführende Sanitäranlagen und nicht zuletzt weitere Räumlichkeiten für berufliche Bildung zur Verfügung. Wenn ein Trinkbrunnen auch amerikanisch anmuten mag, war er doch auch in Trossingen integraler Bestandteil der Haustechnik. Bis heute wird ein bauzeitlicher Las-

tenaufzug genutzt, der allerdings demnächst gegen einen Personenaufzug getauscht werden soll, um eine barrierearme Erschließung unter weitgehender Wahrung der historischen Substanz zu ermöglichen.

1998 wurde die Friedensschule in Trossingen als Kulturdenkmal gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg erkannt. Das Gebäude ist ein anschauliches Beispiel der Architektur des Neuen Bauens und zudem innerhalb des Werks des bedeutenden Architekten Richard Döcker von wissenschaftlichem Interesse, denn die Friedensschule zählt zu dessen frühesten Bauten. Die Gestaltung mit hochwertigen Details, wie zum Beispiel den Portalinschriften, der Umfriedung oder den Backsteingliederungen, ist von hohem künstlerischem Wert. Rund 100 Jahre lang diente die Friedensschule vornehmlich der Bildung und Erziehung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. In der Kriegs- und frühen Nachkriegszeit wurde sie Karl-Martin Ruff zufolge vorübergehend als deutsches Militärlazarett und als französische Kaserne „umgenutzt“. Damit ist auch eine heimatgeschichtliche Bedeutung für Trossingen gegeben. Nicht zuletzt dank der ebenfalls im Gebäude befindlichen Volkshochschule kennen viele Bürger das Kulturdenkmal nicht nur von außen, sondern nutzen es noch heute ganz selbstverständlich als Bildungsstätte.

Literatur

Karl-Martin Ruff: Die Friedensschule Trossingen. In: Siegfried Habicher (Hrsg.): Auf den Spuren der Kunst, Architektur, Bildhauerei, Fotografie, Grafik, Malerei in Trossingen, Trossingen 2018, S. 116-119.

Friederike Mehlau-Wiebking: Richard Döcker: Ein Architekt im Aufbruch zur Moderne, Braunschweig 1989.

Maximilian Kraemer
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Freiburg



Detail der Inschrift am Portalgewände.



Ansicht des Schulhofs.

Ortstermin



Über den Dächern von Weinheim Hubschraubereinsatz an der Hildebrand'schen Mühle in Weinheim

Neugierige Blicke zog am 2. Dezember 2021 ein Hubschrauber auf sich, der mit einem angehängten Korb über dem Siloturm der Hildebrand'schen Mühle in Weinheim an der Bergstraße schwebte. Im Auftrag des Landesamts für Denkmalpflege wurden in einem sogenannten HEC (Human External Cargo)-Einsatz vier Industriekletterer auf der in 40 m Höhe befindlichen Mauerkrone des Silos abgesetzt, um dort Sicherungsmaßnahmen durchzuführen.

Der das Ortsbild Weinheims prägende Siloturm ist Teil einer Mühlenanlage von 1891/92, die als eine der ersten Großmühlen nach amerikanischem Vorbild in Deutschland gebaut wurde. Der Mühlenstandort geht vermutlich bis ins 11. Jahrhundert zurück, wobei ab 1845 die Familie Hildebrand die Mahl- und Lohmühle betrieb. Neben der industriellen und ortsgeschichtlichen Bedeutung prägen die Gebäude mit ihrer historisierenden Burgenarchitektur die Landschaft der Bergstraße. Seit 1987 steht die Anlage als Sachgesamtheit unter Denkmalschutz.

Von dieser sind heute allerdings lediglich der Siloturm mit seiner burgartigen Fassadenverkleidung

und die Fabrikantenvilla erhalten. Die jüngste Geschichte des Kulturdenkmals ist durch wechselnde Eigentümer und zahlreiche Umnutzungspläne geprägt. Infolgedessen stehen die Gebäude seit geraumer Zeit leer und sind mittlerweile stark beschädigt. Trotz der substanziellen Verluste ist der hohe Denkmalwert der damals bedeutendsten und fortschrittlichsten Großmühle Süddeutschlands aufgrund des vielfältigen Symbolwerts und ihrer Schlüsselrolle in der Industriegeschichte Baden-Württembergs weiterhin begründet. Auch die hohe Qualität und authentische Überlieferung der Architektur wie der festen Ausstattung der Villa gehen weit über das in der Zeit übliche Maß hinaus. Seit Jahrzehnten wird daher seitens des Landesamts für Denkmalpflege um den Erhalt der Mühle und der Villa gekämpft.

Die derzeitigen Eigentümer sind, begleitet von der Stadt Weinheim und dem Landesamt für Denkmalpflege, momentan wieder auf der Suche nach Konzepten, die einen Erhalt der verbleibenden Gebäude ermöglichen. Um Zeit zu gewinnen, wurde die Villa bereits mit einem Schutzdach gesichert. Der Zustand des circa 40 m hohen Siloturms ist

weiterhin problematisch: Durch den Abbruch der Nachbargebäude wurden die Erschließungswege auf das Silodach gekappt. Bereits vor einigen Jahren stürzte das Dach ein, wodurch das Turminnere nun frei der Witterung ausgesetzt ist. Auf der Mauerkrone wuchsen Birken und lockerten sich Steine. Diese stellten eine potenzielle Gefahr, etwa bei der Errichtung eines Gerüsts dar.

Daher sollte der Turm zunächst vor weiterem Verfall geschützt werden. Die Birken waren zu beseitigen, lose Steine und Ziegel zu bergen. Um die Sicherheit zu gewährleisten, mussten die Bergungsarbeiten jedoch von oben beginnend durchgeführt werden. Dies stellte eine enorme logistische Herausforderung dar.

Bei den Überlegungen zur Durchführung kam ein neues Hilfsmittel zum Einsatz, das dem Landesamt für Denkmalpflege erst seit Kurzem zur Verfügung steht: Im April 2021 wurde das Silo mithilfe einer Drohne befliegen. Anschließend wurde anhand der Fotoaufnahmen ein 3D-Modell erstellt. Dieses kann sowohl für die Planungen einer Umnutzung als auch für die Vorbereitung konkreter Maßnahmen, wie die Sicherung der Mauerkrone, eingesetzt werden.

Dass diese Aufgabe von Industriekletterern ausgeführt werden musste, war schnell klar. Die Frage der Sicherung, und vor allem des Zugangs, erforderte jedoch die Abwägung unterschiedlicher Möglichkeiten. Der Einsatz eines Autokrans wird durch die engen Zufahrtswege und die Hanglage erschwert. Zeit- und Kostenaufwand wären vergleichsweise hoch. Nach Absprache mit verschiedenen Dienstleistern fiel die Wahl daher auf den Helikopter mit angehängtem Korb zum Personentransport. Für die Mitarbeitenden der Bau- und Kunstdenkmalpflege eine bislang einmalige Aktion.

In dem vom Landesamt für Denkmalpflege finanzierten und betreuten Einsatz wurden vier Industriekletterer nacheinander an jeweils einen der kleinen Ecktürme auf der Mauerkrone geflogen. Dort legten sie sich zunächst eine Sicherung, um bei der



Hildebrand'sche Mühle in Weinheim 1990 vor Teilabriss.

Arbeit geschützt zu sein und das Silo bei zukünftigen Arbeiten ohne Hubschrauber besteigen zu können. Gleichzeitig verschafften sie sich einen ersten Eindruck der Situation. Im oberen Bereich war ein großer Teil der Ziegel gelockert und auch einige Sandsteinplatten, die auf der Mauerkrone aufliegen, waren verrutscht oder in Teilen abgestürzt. In den folgenden Tagen entfernten die Kletterer zunächst den Bewuchs und anschließend alle losen Steine und Ziegel.

Mit diesem Einsatz ist zunächst die Wegesicherheit um das Silo wieder gewährleistet. Es kann nun ein Behelfsdach montiert werden, was dem Gebäude Zeit verschafft, in welcher die konkreten Planungen vorangetrieben werden sollen. Im Anschluss kann direkt mit der Ausführung begonnen werden, da das Stellen eines Gerüsts wieder möglich gemacht wurde. Mit dem Hubschraubereinsatz wurde ein wichtiger erster Schritt für den Erhalt der Hildebrand'schen Mühle in Weinheim getan – wichtig ist nun, dass ein Nutzungskonzept ermittelt wird und auch langfristige Maßnahmen umgesetzt werden können.

Praktischer Hinweis

Ein 3D-Modell des Silos von April 2021 ist auf dem Cover dieses Heftes abgebildet. Es ist auch unter nebenstehendem QR-Code abrufbar. Die besten Ergebnisse werden in den Browsern Firefox, Chrome oder Edge erzielt.



Anna Egeler
Dr. Michael Hascher
Ida Nerrlich

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen*

Aussicht der Industriekletterer auf der Mauerkrone des Silos.



Rezensionen

Guido Linke für die Städtischen Museen Freiburg und die Erzdiözese Freiburg: Der Schatz der Mönche. Leben und Forschen im Kloster St. Blasien

Petersberg: Michael Imhof Verlag 2020, 295 Seiten, ISBN 978-3-7319-1076-3, 29,95 Euro

Zum 300. Geburtstag von Fürstabt Martin II. Gerbert (*1720, reg. 1764–93) widmete das Historische Museum Freiburg dem Jubilar und seiner Wirkungsstätte, dem Benediktinerkloster St. Blasien im Schwarzwald, eine glänzende Ausstellung. Aufgrund der Pandemie wurde die Schauzeit bis in den September 2021 hinein verlängert. Was bleibt, ist ein prachtvoll gestalteter Katalog mit wissenschaftlichen Überblicks- und Begleittexten.

Gerbert, der fast 30 Jahre seiner Abtei vorstand, ist dank zahlreicher (gedruckter) Schriften und umfangreichem (ediertem) Schriftwechsel eine gut fassbare Persönlichkeit. Er führte Abtei und Konvent in einer klosterpolitisch schwierigen Zeit mit ruhiger Hand und ersetzte nach einem Großbrand 1768 nicht nur die bedeutende Klosterbibliothek, sondern ließ die Klosteranlage samt spektakulärer Abteikirche und Habsburgergruft in klassizistischen Formen neu errichten.

Teile des mobilen Klosterbesitzes, darunter Schatz und wichtige archivalische Besitztitel, die Abt Berthold Rottler (*1748, reg. 1801–06/09) vor der Säkularisation 1806 in den kloster eigenen Schweizer Fernbesitz verbracht hatte, befinden sich seit 1807 im Stift St. Paul im österreichischen Lavanttal. Hier besteht der Konvent, Leihgeber der meisten Exponate der jüngsten Ausstellung, bis heute weiter. Ein Großteil der Archivalien gelangte ins Generalandesarchiv Karlsruhe, der beträchtliche Immobilien- und Landbesitz fiel überwiegend an den badi-schen Staat.

Der Katalog zur Ausstellung ist ein insgesamt sehr ansprechend auf mattem Papier gelayoutetes Paperback-Buch, das mit vielen ganz- oder doppel-seitigen Farbabbildungen in bester Qualität das Auge erfreut. Trotz eines Umfangs von 295 Seiten ist eine gute Benutzbarkeit dank des noch handli-chen Formats gegeben.

Nach einem Vorwort des Erzbischofs von Freiburg informieren zunächst der Kirchenhistoriker Karl-Heinz Braun, der zeit seines Arbeitslebens mit dem Schwarzwaldkloster befasste Historiker Johann Wil-helm Braun und der Kunsthistoriker Gerfried Sitar OSB, Direktor der Museen, des Archivs und der Bibliotheken im Stift St. Paul, über Gerbert, die Ge-schichte der Abtei bzw. über den Fortbestand des Konvents im Exil. Es folgt der zu elf Kapiteln ge-

ordnete Katalog, der in acht Fällen einen oder meh-
rere Aufsätze zu einzelnen Stücken oder (Sammel)
Interessen Gerberts oder übergeordneten Themen
wie zum Beispiel der Benediktsregel enthält; ver-
fasst haben diese die beiden Kunsthistoriker Guido
Linke, bei dem die wissenschaftliche Leitung der
Ausstellung lag, sowie Sebastian Bock, Referats-
leiter Kirchliches Kunstgut und Diözesanmuseum
des Erzbistums, sowie der oben genannte Sitar. Ne-
ben spektakulären Teilen des Schatzes, die wie
zum Beispiel das Adelheidkreuz (Bock, S. 60–65,
mit einem neuen Vorschlag zur Identität der Stifte-
rin) zu den herausragenden Werken mittelalter-
licher Kunst zählen, werden aufgrund des auf die
Anschaffungen und Neuanfertigungen unter Ger-
bert gelegten Schwerpunktes viele Werke des
Spätbarock katholischer Prägung gewürdigt. In Ka-
pitel 10 verwundert der Aufsatz von Karl-Heinz
Braun zur Neugründung des Beuroner Konventes
1863, die in keinerlei Zusammenhang zu Gerbert
oder St. Blasien steht. Alle Beiträge, die längeren
wie auch die 177 Katalogeinträge, weisen jeden-
falls gute Lesbarkeit, Endnoten bzw. Literaturan-
gaben und reiche Bebilderung auf. Den Abschluss
des Bandes bilden ein umfängliches Literaturver-
zeichnis und ein Bildnachweis.

Ausstellung und Katalog versuchen also, sehr ver-
schiedenen Aspekten gerecht zu werden: Fest-
schrift, Würdigung des Sammlungsschwerpunkts
des Jubilars, Besprechung von älteren Bestandtei-
len des Klosterschatzes, Neugründung Beurons.
Das ist viel und teils verwirrend. Der werbende
Haupttitel „Der Schatz der Mönche“ lässt zu-
nächst an liturgisches Gerät, Paramente, Bücher
etc. denken, doch ist er angesichts der Breite der
vorgestellten klösterlichen Besitztümer weltlicher
und geistlicher Art offenbar weiter gefasst: Be-
handelt und gezeigt werden auch Architektur, ihre
Ausstattungsstücke und Zeugnisse des täglichen
Klosterlebens. Baupläne, Medaillen und Gemälde
mit Darstellungen der Klosteranlage, das Altaran-
tependium des Hochaltars oder das Tonmodell ei-
nes Ofens aus der Zeit vor 1768 dokumentieren
die einstige Nutzung und sind somit auch für Bau-
geschichte und Denkmalpflege von Interesse.

Die Zusammenschau, Einordnung und hochauflö-
sende Abbildung vieler heute verstreut bewahr-
ter Objekte sind der große Verdienst des Katalogs;
die Ersterfassung des späten 19. Jahrhunderts
durch Franz Xaver Kraus, Konservator der kirchli-
chen Denkmäler im Großherzogtum Baden, ist
nämlich größtenteils ungebildet. Ludwig Schmie-
ders 1929 erschienene „baugeschichtliche Studie“
zeigt überwiegend Risse und Schwarzweiß-Foto-
grafien von Architektur. Eine erste Zusammen-
schau größeren Stils leistete 1983 die Ausstellung
„Das tausendjährige St. Blasien“, überwiegend in
Schwarzweiß. Endlich liegt nunmehr ein farbig be-



bildeter Band vor, der neues Wissen und „neue“ Objekte vorstellt, die vorhandene Literatur sammelt. So regt er hoffentlich auch zu weiteren Studien an – die Qualität des Gezeigten und die Bedeutung St. Blasians für die baden-württembergische Landesgeschichte sind die Mühen wert.

Kristina Hagen

Susanne Kaiser-Asoronye und Uwe Kaiser: Fachwerk lesen lernen. Mit über 100 Fachwerkbauten aus dem Enzkreis, Band 1.

Neulingen: J. S. Klotz Verlagshaus 2021, 280 Seiten, ISBN: 978–3-948 424–99–2, 29,90 Euro.

Mit dem Buch „Fachwerk lesen lernen mit über 100 Fachwerkbauten aus dem Enzkreis“ des Klotz-Verlages legen Susanne Kaiser-Asoronye und Uwe Kaiser den ersten von zwei geplanten Bänden zum reichen Fachwerkhausbestand des Enzkreises vor. Band 1 umfasst das Fachwerk des 15. bis 17. Jahrhundert, Fachwerk an Kirchenbauten und Rathäusern, Band 2 soll sich den Holzbauten vom 18. bis 20. Jahrhundert, Fachwerk an Pfarrhäusern, Mühlen und Keltern widmen.

Nach einer Einleitung zum Wandel bäuerlicher und bürgerlicher Bauten, einem Kapitel zur Entwicklung des Fachwerks von den Anfängen in der Jungsteinzeit bis ins 14. Jahrhundert, einer statistischen Auswertung der Fachwerkbauten im Enzkreis sowie einer Einführung in die Terminologie des Fachwerks werden in fünf Kapiteln die Fachwerkbauten des 15. bis 17. Jahrhunderts, Kirchenbauten und Rathäuser aus Fachwerk in Text und Bild vorgestellt. Einschübe erläutern die Konstruktion des mittelalterlichen Ständerbaus, warum man nicht mehr vom fränkisch-alemannischen Fachwerk spricht, zeigen neu aufkommende Verstreiformen wie die K-Strebe, den Wechsel von der Verblattung zur Verzapfung, stellen typische Schmuckformen und deren Zeugniswert vom sozialen Status des Bauherrn sowie Abbundzeichen und Spuren vom Prozess des Flößens vor. Rund 35 „Floßholz-Detektive“ begaben sich gemeinsam mit dem Bauforscher und Archäologen Tilmann Marstaller auf die Suche nach Floßholzspuren. Ihre Forschungserkenntnisse flossen in Frau Kaiser-Asoronyes Darstellung mit ein. Zwei weitere Kapitel widmen sich dem unter Putz versteckten Fachwerk und verlorenen Fachwerkbauten.

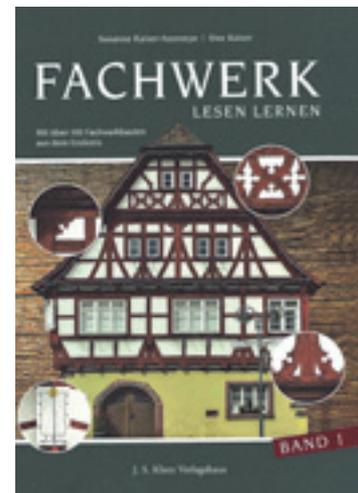
Das schlüssige Konzept, die unkomplizierte Sprache und die attraktive Bebilderung der Fallbeispiele machen es dem Leser leicht, die Wissensinschübe am Gebäude nachzuvollziehen, und sorgen für einen konsequenten kurzweiligen Lesegenuss. Immer wieder gelingt die Gegenüberstellung historischer Aufnahmen mit solchen aus der Gegen-

wart, um Veränderungen sichtbar zu machen, insbesondere dann, wenn das Fachwerk früher einmal unter Putz verborgen war oder es heute im Unterschied zu früher nicht mehr sichtbar ist. Gesamtaufnahmen und Details ermöglichen ein rasches Kennenlernen der Objekte und vermitteln einen guten Überblick über die Entwicklung des Fachwerkbaus in der Region.

Mit Bezug zur aktuellen Klimadebatte streicht ein Kapitel des Buches den Fachwerkbau als nachhaltige Technik heraus. Die Autorin erläutert, dass bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beim Bau von Fachwerkhäusern überwiegend regionale und natürliche Baustoffe, Stroh, Lehm und Holz zum Einsatz kamen. Während heute für Neubauten eine Lebensdauer von 50 Jahren angesetzt wird, können Fachwerkhäuser bei richtiger Pflege viele Jahrhunderte überdauern. Bevor Handwerker oder Restauratoren Bauteile ersetzen, sind Wiederherstellung und Reparatur oberstes Gebot. Anhand von Fallbeispielen wie dem Hakengehöft in Schützingen oder dem Dreiseitenhof in Darmsbach zeigt die Autorin, wie engagierte Bauherren ihre Fachwerkhäuser nachhaltig saniert und zugleich energetisch ertüchtigt haben. Zwei Fälle von Translozierung eines Fachwerkbaus – freilich nicht als denkmalpflegerisches Ziel, wohl aber als letztes Mittel vor dem endgültigen Verlust durch Abbruch – illustrieren, dass Bauten dieser Gattung notfalls ab- und andernorts wiederaufgebaut und damit Ressourcen geschont werden können. Was Hausbesitzer veranlasst, solch ein Großprojekt in Angriff zu nehmen, kommt ebenfalls zur Sprache: Für die einen war das eigene alte Fachwerkhaus ein Wunschtraum, die anderen möchten „um nichts in der Welt auf das Wohnklima und die Atmosphäre“ in ihrem Fachwerkhaus verzichten.

Es gibt viele gute Gründe, um sich für den Erhalt von Fachwerkbauten einzusetzen und für deren authentische, nachhaltige und auch wirtschaftlich sinnvolle Sanierung zu werben, sagt Landrat Bastian Rosenau in seinem Vorwort und verweist auf „Denkmalpflege und Fachwerk“ als landesweit erstes Netzwerk seiner Art. In ihm arbeiten seit einigen Jahren Bauherren, Handwerker, Architekten, Planer, Energieberater und Denkmalbehörden Hand in Hand und werden dabei durch die beim Landratsamt angesiedelte „Stabstelle Klimaschutz und Kreisentwicklung“ und die Energieagentur Enzkreis Pforzheim unterstützt. Auch die Hausbesitzer ihrer Fallbeispiele hat die Autorin in diesem Netzwerk gefunden.

Mit Unterstützung der Inventarisierung des Landesamtes für Denkmalpflege, der Bauforschung, Archiven, Heimatvereinen und Heimatforschern ist es der Autorin gelungen, sich in nur neun Monaten einen fundierten Überblick über den Fachwerkbestand des Enzkreises zu erarbeiten und diesen





Glasfenster in St. Mang in Füssen.

mithilfe der Fotografien ihres Ehemanns erfolgreich ins Bild zu setzen. Mit seinen anschaulichen Informationen zu den vielfältigen Aspekten des Fachwerkbaus ist das Buch ein wertvoller Beitrag zur Heimatforschung und eine lohnende Lektüre für interessierte Laien und Fachleute gleichermaßen. Man darf gespannt auf Band 2 sein.

Dr. Irene Plein

Mitteilungen

Rückblick auf das Arbeitsgespräch „Glas- und Lichtschutz in der Denkmalpflege“ am 25. Februar 2022

Am 25. Februar veranstalteten das baden-württembergische und bayerische Landesamt für Denkmalpflege gemeinsam ein Online-Arbeitsgespräch zum Thema „Glas- und Lichtschutz in der Denkmalpflege“. Das interdisziplinär angelegte Kolloquium vereinte Beiträge der Denkmalpflege, Restaurierung, Universität und Forschung, Museen, des Bauingenieurwesens, der Klimaforschung sowie Raumausstattung.

Ausgangspunkt für das Gespräch war der Wunsch nach einem Austausch über die verschiedenen Arten des Glas- und Lichtschutzes, der Kunst und Kulturgüter vor mechanischen, fotochemischen und thermodynamischen Belastungen bewahrt. Ziel war es, die aktuell verfügbaren Systeme miteinander zu vergleichen sowie Anforderungen bezüglich der zu schützenden Materialien im Innenraum zu formulieren.

Die Anforderungen an Schutzverglasungen für Glasfenster, aus zumeist recht stabilen, anorganischen Materialien sind vielfältig und umfassen unter anderem Schutz vor mechanischen und witterungsbedingten Einflüssen sowie Kondensat. Zusätzlich sollen weniger stabile organische Materialien (Kaltbemalungen, Restaurierungsmaterialien, Ausstattungsgegenstände) vor schädigender energiereicher Strahlung geschützt werden. Dabei sollen möglichst geringe bis gar keine optische Beeinträchtigung nach innen wie außen entstehen. Bisher haben sich isothermale Systeme (innenbelüftet) zum Schutz von wertvollen Glasmalereien bewährt. Bei unbelüfteten Systemen wird vor Algenbewuchs und Bleikorrosion, bei Isolierverglasungen vor Schimmelbefall der umgebenden Bereiche gewarnt. Ein Forschungsprojekt des Vitrocentre Romont wies nach, dass Schutzverglasungen keinen weitreichenden wirtschaftlichen und energetischen Nutzen bieten, sondern vielmehr Risiken durch die Veränderung des Innenklimas mit sich bringen.

Die schädigende Wirkung von optischer Strahlung auf Kunst und Kulturgüter ist allgemein bekannt.

Trotz oftmals vermehrter Schäden an der Südseite führen die Messungen hoher UV- und IR-Strahlung der indirekt bestrahlten Nordseiten zu einem Umdenken bei bisherigen Lichtschutzsystemen. Wie Messungen des IDK (Instituts für Diagnostik und Konservierung an Denkmalen in Sachsen und Sachsen-Anhalt) zeigten, kann auch sichtbares Licht Schäden verursachen.

Die Vor- und Nachteile unterschiedlicher Lichtschutzmaßnahmen (Schutzverglasung oder innenliegende Behänge und Folien) sind so vielfältig wie diese selbst. UV- und IR-Gläser ermöglichen zum Beispiel einen weitestgehend natürlichen Lichteinfall, Materialvarianz, Glanz und Stabilität der Oberflächen sowie historische Blickachsen nach außen. Sie sind jedoch aufwendig in der Planung und Montage, sind sehr teuer in der Anschaffung, können gewohnte Ansichten verändern oder verschlechtern und bilden einen intensiven Eingriff in die Bausubstanz. Lichtschutzhänge hingegen können eine relativ schnell planbare, optisch unauffällig und vergleichsweise deutlich günstigere Alternative sein. Je nach Gewebeauswahl und Transparenz können sie verschieden viel Strahlung reflektieren bzw. absorbieren und als Blendschutz, primär vor sichtbarem Licht und IR-Strahlung, funktionieren. Die historischen Gläser bleiben unberührt und auch die Gefahren eines Mikroklimas, der Kondensation oder Glaskorrosion durch zu geringe Abstände sind niedriger. Dennoch müssen auch hier klimatische Einflüsse und optische Veränderungen (Vergrauung oder Verdunklung, gegebenenfalls wellige Struktur des Behanges oder Ähnliches) berücksichtigt werden. Für einen umfangreichen Schutz vor allen Strahlungsbereichen, von UV- über sichtbare bis zur IR-Strahlung, ist oftmals eine Kombination der Techniken erforderlich.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass technische Möglichkeiten zum Glas- und Lichtschutz hinreichend bestehen, diese jedoch nicht ohne umfangreiches Vorwissen und mit gewissen Risiken verbunden anzuwenden sind. Notwendig sind daher messtechnische und restauratorische Voruntersuchungen, um das zu schützende Material zu identifizieren, den Schadensmechanismus zu erkennen und die individuellen Schutzmöglichkeiten zu diskutieren. Neben den Lichtwerten sind auch die baulichen Begebenheiten und ästhetische Wirkung des Glas- bzw. Lichtschutzes, die an das Denkmal angepasst werden muss, zu beachten. Im Anschluss sind Nachuntersuchungen und eine regelmäßige Wartung von ausgesprochener Relevanz, um im Einzelfall die durchgeführten Maßnahmen zu bewerten und diese gegebenenfalls frühzeitig justieren zu können.

Aktuelles Forschungsinteresse besteht weiterhin in konkreten Materialanalysen und der Klärung, welcher Lichtbestandteil für welche Schäden sorgt.

Nicht behandelt wurden bislang die jahreszeitlichen Unterschiede in Bezug auf den Sonnenstand sowie die Frage, wie ausschlaggebend der Abstand von Objekt zu Lichtquelle ist. Ebenfalls relevant wäre die Beantwortung der Frage, ob und inwiefern sich das Raumklima bei Ausschluss von UV- und IR-Strahlung verändert und welche neuen Gefahren damit gegebenenfalls erschaffen werden. Insgesamt konnten bei dem Arbeitsgespräch zahlreiche Forschungsergebnisse und Erfahrungswerte hinsichtlich Glas- und Lichtschutz gebündelt werden. Aufgrund der noch offenen und auch neuen Fragen in diesem komplexen und umfangreichen Themenbereich wird die Fortsetzung des Formats von allen Beteiligten ausdrücklich gewünscht. Die Landesämter für Denkmalpflege bedanken sich bei allen Vortragenden, Mitorganisierenden und Teilnehmenden und freuen sich, den Glas- und Lichtschutz auch zukünftig gemeinsam zu diskutieren.

Sonderprogramm „Wohnen im Kulturdenkmal“

Im Mai 2022 wird vom Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen das mit insgesamt 2 Mio. Euro dotierte Sonderprogramm „Wohnen im Kulturdenkmal“ aufgelegt.

Ziel des Sonderprogramms ist die Hebung weiterer Potenziale von Kulturdenkmalen, die sich für eine Wohnnutzung eignen. Damit soll deren langfristige Nutzung als Wohnraum sichergestellt werden. Hauptziel des Programms ist die Förderung von Konzepten und Untersuchungen, die zur Planungs- und Kostensicherheit bei Wohnhäusern beitragen



Reflexion eines Glasfensters in der Stiftskirche von Baden-Baden.

und so den Einstieg in eine Maßnahme erleichtern sollen. Dies gilt für bauhistorische, bauphysikalische oder restauratorische Untersuchungen ebenso wie für Schadenskartierungen oder insbesondere auch für Konzeptentwicklungen bei Revitalisierungen oder geplanten Umnutzungen. So können beispielsweise leerstehende Gasthöfe, Bahnhöfe oder ehemalige technische Denkmale einer neuen Nutzung zu Wohnzwecken zugeführt werden. Die Abwicklung des Förderverfahrens erfolgt über das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart. Informationen zum Programm finden Sie auf der Homepage www.denkmalpflege-bw.de/geschichte-auftrag-struktur/bau-und-kunstdenkmalpflege/ausschreibung-wohnen-im-kulturdenkmal. Für Fragen zum Verfahren steht Frau Hinsberger (bianka.hinsberger@rps-bwl.de) als Ansprechpartnerin zur Verfügung.



Nach langem Leerstand im Sanierungsgebiet konnte dieses zuvor wenig einladende Ackerbürgerhaus in Bad Mergentheim zu einem Architekturbüro mit Wohnung umgebaut werden. Links der Vorzustand von 2010, rechts der heutige Zustand.



Das Kurhaus in Baden-Baden.

Terminverschiebung Kolloquium „Die ersten nationalsozialistischen Konzentrationslager – eine Bestandsaufnahme“ auf 7. bis 8. Juli 2022

Die in Heft 4/2021 des Nachrichtenblattes der Denkmalpflege für den 13./14. Januar angekündigte Tagung zu den frühen Konzentrationslagern in Baden-Württemberg musste pandemiebedingt leider verschoben werden, als neuer Termin wurde der 7./8. Juli 2022 festgelegt. Veranstaltungsort bleibt die Hochschule für Gestaltung Ulm (großer Hörsaal). Anmeldungen sind nach wie vor möglich unter: www.denkmalpflege-bw.de/service/veranstaltungenkalender/anmeldeformular-tagung-fruehe-kz

Großes Welterbefest in Baden-Baden am 5. Juni 2022 zur Einschreibung der Kurstadt in die Welterbeliste

Im Juli 2021 wurde die Kurstadt Baden-Baden als Teil der transnationalen, seriellen Stätte „Die bedeutenden Kurstädte Europas“ (The Great Spa Towns of Europe) in die Welterbefamilie in Baden-Württemberg aufgenommen. Das Land trägt nun mit sieben Stätten von außergewöhnlichem universellem Wert für die Menschheitsgeschichte zum Welterbe bei. Zudem feiert mit der UNESCO-Welterbekonvention dieses Jahr eines der erfolgreichsten internationalen Instrumente für den Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt 50-jähriges Bestehen.

Diese beiden Ereignisse nehmen die Stadt Baden-Baden und die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg zum Anlass, im Jubiläumsjahr der Welterbekonvention die Einschreibung Baden-Badens in die Welterbeliste der UNESCO gebührend zu feiern. Am Sonntag, den 5. Juni 2022, findet in Baden-Baden ab 10 Uhr bis circa 20 Uhr ein großes Welterbefest mit zahlreichen Aktionen und einem umfangreichen Programm für Groß und Klein statt. Verteilt auf viele Veranstaltungsorte und Bühnen in der ganzen Innenstadt werden Themenführungen, Ausstellungen, geführte Rundgänge und ein kurzweiliges Familienprogramm angeboten. Erleben Sie historische Gruppen, die durch den Kurpark flanieren, einen Tanztee in der Konzertschmel und viele weitere Attraktionen – für jeden ist etwas dabei!

Feiern Sie mit uns: Wir sind Welterbe!
Nähere Informationen zum großen Welterbefest in Baden-Baden können über die Webseite www.baden-baden.com/welterbefest abgerufen werden.

Weitere Informationen zu den Welterbestätten in Baden-Württemberg und zu Baden-Baden finden Sie hier:
www.welterbe-bw.de
www.denkmalpflege-bw.de/denkmale/unescowelterbe/
www.baden-baden.de/unescowelterbe/
www.greatspatownsofeurope.eu
www.unesco-welterbetag.de/



Herzlich Willkommen zum FSJ in der Jugendbauhütte Baden-Württemberg

Du bist auf der Suche nach Ideen für deine berufliche Zukunft oder möchtest die Zeit bis zum Ausbildungs- oder Studienbeginn sinnvoll überbrücken, dich gesellschaftlich engagieren oder einen Einblick in das vielfältige Spektrum an denkmalpflegerischen Berufen bekommen? Du möchtest dich ausprobieren und weiterentwickeln, neue Leute kennen lernen, ein Vorpraktikum absolvieren, Verantwortung übernehmen oder ein Jahr an einem anderen Ort leben?

Das alles und noch viel mehr bietet ein Freiwilligendienst in der Denkmalpflege bei den Jugendbauhütten in den Feldern Archäologie oder Handwerk, in der Architektur, der Restaurierung und der Wissenschaft.

Die Jugendbauhütten sind ein Projekt der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Trägerschaft der internationalen Jugendgemeinschaftsdienste. Die Jugendbauhütte Baden-Württemberg gibt es seit 2019. Sie hat das Ziel, jungen Menschen zwischen 16 und 26 Jahren im Rahmen eines Freiwilligen Sozialen Jahres (FSJ) oder Bundesfreiwilligendienstes in der Denkmalpflege für historische Bauten zu begeistern und für die vielfältigen Berufsfelder der Denkmalpflege zu gewinnen. Das Jugendbauhüttenjahr startet jährlich am 1. September für die Dauer von zwölf Monaten. Die Freiwilligen arbeiten für ein Jahr in Betrieben und Einrichtungen der Kultur- und Denkmalpflege in Baden-Württemberg mit.

Sechs Seminarwochen zu Stil- und Materialkunde, Forschungs- und Arbeitsmethoden, Grundlagen der Denkmalpflege, sowie das Ausprobieren unterschiedlichster praktischer Handwerkstechniken ergänzen dein Jahr am Denkmal.

Melde dich am besten sofort bei uns, um alle Infos über letzte freie Plätze für einen Start im September zu bekommen unter: www.freiwilligesjahr-bw.ijgd.de

Einladung zum ersten Tag für Ortsgespräche am 8. Juli 2022

Erstmals lädt die Landesdenkmalpflege in diesem Jahr zum Tag für Ortsgespräche in vier Denkmalbaustellen ein. Ziel der neuen Veranstaltungsreihe ist es, gemeinsam mit Denkmaleigentümern, beteiligten und interessierten Fachleuten wie Planern, Architekten, Ingenieuren, Restauratoren, Handwerkern und Denkmalschutzbehörden über aktuelle Fälle aus der denkmalpflegerischen Praxis zu diskutieren.

Die Veranstaltungsreihe versteht sich als Teil der neuen Bildungsoffensive des Landesamtes für Denkmalpflege zur Unterstützung ihres fachlichen



Partnerfeldes. Der Tag für Ortsgespräche findet künftig jedes Jahr am zweiten Freitag im Juli statt. Die Anzahl der Teilnehmenden ist pro Ortstermin auf 30 Personen beschränkt. Im Anschluss an die Rundgänge besteht bei Kaffee und Kuchen die Möglichkeit zu einem ausgiebigen Austausch. Die Veranstaltungen sind von der Architektenkammer offiziell als Fortbildung zertifiziert.

Mitglieder der Jugendbauhütte am Denkmal vor Ort in Bad Wildbad.

Stadtpanorama von Langenburg.

Wohnhaus Gut Bodman in Ludwigshafen.





Haus auf der Alb in Bad Urach.

Ehemalige Zehntscheune in Mühlacker-Lienzingen.

Langenburg (Regierungsbezirk Stuttgart, 8. Juli)

Im Zuge des Klimawandels ist der Ausbau regenerativer Energiequellen gefragt. Die Energiewende wird vor allem mit der energetischen Aufrüstung des nicht denkmalgeschützten Baubestandes umzusetzen sein. Der Erhalt von Kulturdenkmälern trägt aufgrund der grauen Energie, die im Bestand gebunden ist, zum Klimaschutz bei. Wie Kulturdenkmale und denkmalgeschützte Gesamtanlagen die Energiewende mittels Fotovoltaikanlagen weiter voranbringen können, soll mithilfe des Instruments eines Solarkatasters ausgelotet werden. Das Ortsgespräch in Langenburg startet mit einem Grußwort von Ministerin Nicole Razavi vom Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen, Oberste Denkmalschutzbehörde, und schließt nach einem Rundgang durch Langenburg und einem Imbiss mit einer Abschlussdiskussion ab.

Bodman-Ludwigshafen (Regierungsbezirk Freiburg, 8. Juli)

Beim Ortsgespräch in Bodman-Ludwigshafen erhalten die Teilnehmenden Einblick in eine laufende Denkmalbaustelle. Am Beispiel eines Sichtfachwerkgebäudes des 17. Jahrhunderts im ländlichen

Umfeld werden hier Vorgehensweise und Ziele der Denkmalpflege vermittelt, von der Notwendigkeit des Vorprojektes und seinem Einfluss auf die Planung, über die energetische Ertüchtigung, Konservierung und Restaurierung von Putzen und Fassungen, die zimmermannsmäßige Reparatur bis zur Tragwerksplanung.

Bad Urach (Regierungsbezirk Tübingen, 8. Juli)

Das Haus auf der Alb in Bad Urach entstand 1929/30 als Erholungsheim. In der von traditionellem ländlichem Baubestand geprägten Denkmallandschaft des Landkreises Reutlingen besitzt das Haus auf der Alb als herausragendes Beispiel des neuen Bauens ein Alleinstellungsmerkmal. Das Ortsgespräch bietet die Möglichkeit, dieses besondere Kulturdenkmal des Neuen Bauens und seine denkmalkonstituierenden Aspekte kennenzulernen. Die Vorstellung bisher durchgeführter Sanierungsarbeiten verschafft einen Überblick über die hier angewendeten baulichen Lösungen und lädt zu Diskussion und Austausch über den denkmalgerechten Umgang mit Bauten dieser Epoche ein.

Mühlacker-Lienzingen (Regierungsbezirk Karlsruhe, 22. Juli)

Die ehemalige Zehntscheune von Mühlacker-Lienzingen bot aufgrund ihres kleinen Grundstücks kaum Möglichkeiten zur Belichtung und nur eingeschränkte Möglichkeiten zur Herstellung eines zweiten Rettungsweges. Wie es dennoch gelungen ist, das Denkmal zu Wohnzwecken umzubauen und zugleich energetisch zu ertüchtigen, wird im Rahmen dieses Ortsgesprächs thematisiert. Achtung: Dieses Ortsgespräch findet erst am 22. 7. statt.

Anmeldungen sind über den Veranstaltungskalender auf der Website des Landesamtes für Denkmalpflege möglich. Dort finden Sie auch weitere Informationen zu Uhrzeit, Ablauf und Treffpunkt. www.denkmalpflege-bw.de

AUSGEGRABEN – Neufunde aus Müllheim

Markgräfler Museum im Blankenhorn-Palais
Wilhelmstr. 7
79379 Müllheim
15. Mai bis 20. November 2022
Mittwoch bis Samstag 14–18 Uhr, Sonntag 11–18 Uhr.

Das Markgräfler Museum im Blankenhorn-Palais in Müllheim zeigt vom 15. Mai bis 20. November 2022 in einer Sonderausstellung aktuelle Neufunde aus dem Stadtgebiet von der Altsteinzeit bis in das 19. Jahrhundert.



Schon vor über 50 000 Jahren jagten Menschen an der Mauchener Talmulde bei Feldberg. An ihrem Lagerplatz bearbeiteten sie Geräte aus Bohnerzjaspis. Bei der Rettungsgrabung vor der Bebauung des Sparkassenareals an der Werderstraße kamen Siedlungsspuren der Bronzezeit bis in die frühe Neuzeit zutage. Hervorzuheben ist ein Kalkbrennofen der Zeit um 1200, in dem Abbruchmaterial einer benachbarten römischen Ruine für den Bau der St. Martinskirche zu Kalk verarbeitet wurde. Ein außerordentlich reich ausgestattetes Grab der frühen Keltenzeit wurde im Gewerbegebiet „Äußeres Wässerfeld“ freigelegt. Eine Auswahl dieser aktuellen Funde wird nun erstmals in einer Studioausstellung gezeigt.

Zeitgleich ist im Museum die aktualisierte Dauerausstellung der archäologischen Abteilung und die von ehrenamtlichen Mitarbeitenden der Denkmalpflege und dem Arbeitskreis Archäologie konzipierte Sonderausstellung „Am Anfang war das Gold ... Geldgeschichte der Region von den Kelten bis heute“ zu sehen.

Weitere Informationen:

Museumsbüro

Tel.: +49(0)7631 801–520

www.markgraefler-museum.de

Personalia

*Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online*

*Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online*

Nachruf Dieter Eberth

*Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online*

*Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online*

*Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online*

Abbildungsnachweis

U1, U2 RPS-LAD, Christoph Steffen; S85 RP Stuttgart/Jan Potente; S86o, S88ul, S89o, S90m, S91o Dr. Wolfgang Werner, Ebringen; S87o/u Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau, RP Freiburg; S88o, S90o Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung (LGL); S88u Dr. Helmut Bock, Freiburg; S89u Dr. Angelika Werner, Ebringen; S91u Peter Völkle, Bern; S92o, S94o, S95u, S149m, S151u RPS-LAD; S93o Fachdaten: Hausmair/LAD BW; Geobasisdaten: OpenStreetMap, CC-BY-SA 2.0; S93u USAAF 2–6, 11–12: Historische Luftbilder von 1945 US Air Force, mit Genehmigung des Landesamts für Geoinformation und Landentwicklung BW, Fachdaten: Hausmair, Hesse/LAD BW; S94u O. Braasch/Landshut; S95o RPS-LAD, Franzke; S96o Fachdaten: S. Fuß und A. Dézsi; Geobasisdaten LGL; Luftbilder USAF vom 20.04.1944 LGL; S96u RPS-LAD, Attila Dézsi; S97 Fachdaten: A. Dézsi und B. Hausmair; Geobasisdaten: RPS-LAD; S98o/u Georg-Meistermann-Nachlassverwaltung, Dr. J.M.Calleen/VG Bild-Kunst, Bonn 2022; S99o, S100, S101ul/ur Georg-Meistermann-Nachlassverwaltung, Dr. J.M.Calleen/VG Bild-Kunst, Bonn 2022 (Foto: RPS-LAD, M. Mertens); S102 Georg-Meistermann-Nachlassverwaltung, Dr. J.M.Calleen / VG Bild-Kunst, Bonn 2022 (Foto: Dr. Liane Wilhelmus,

Trier); S103u, S104ml, S104ur, S103o, S106–109o Ulrich Zeller, Konstanz; S104o aus: Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers?, hrsg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Stuttgart 1999, S. 164; S104ul, S105o/u, S109u aus: 400 Jahre Suso-Bibliothek 1604-2004, Bad Buchau 2004, S. 8, 118 u. 123; S110o, S112ul, S113ol/or, S118o, S120–121ol/or, S123 RPS-LAD, IGM; S110u Stadtarchiv Stuttgart [=SStA] -11-Depot-B-1330; S111 Dt. Konkurrenzen 1911, S. 5; S112o Neudeutsche Bauzeitung 11(1915), S. 87; S112ur Judith Breuer, Stuttgart; S113u Neudeutsche Bauzeitung 11 (1915); S114o Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau 1 (1915); S114u SStA F2720/2-2192; S115 RPS-LAD, FP; S116 SStA F 11153-A15/49; S117 Johannes-M. Schlorke, Saarbrücken, © Christoph Manderscheid, Tübingen; S118u Die Bauwelt (Kunstbeilage) 5 (1914); S119o Hugo Hein, © Landesmedienzentrum Baden-Württemberg 029373; S119u Stadtarchiv Stuttgart = SStA 9200-F_19673; S121u erstellt von Ulrike Piper-Wölbelt und Stefanie Reling; S122ol LAD-ES_FP 3211_7; S122or LAD ES_ FP 3211_22; S124o, S126 (alle), S127u Sandy Richter, S124u Achim Mende; S125 Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart C3 Bü 493; S1227ol/or Stadt Besigheim; S128–129 Datenbank Bau-

forschung/Restaurierung; S130, S134, S135–S137or W. Glaser; S131, S132ul Stadt Waghäusel; S132o P. Knoch/R. Erb 2004; S132mr/ur P. Knoch/R. Erb 2007; S133 W. Kratt 1910, LAD Fotoarchiv Karlsruhe 02927; S138, S139o Antje Gillich, Stadt Waghäusel; S139u Stadt Waghäusel; S140–141u RPS-LAD, Cremer; S142 RPS-LAD, Michael Hascher; S143o RPS-LAD, Rose Hajdu; S143u High-Moves, Eric Otto; S144 Michael Imhof Verlag; S 145 J. S. Klotz Verlagshaus; S146o T. Hilger; S147o Andreas Dubs-laff; S147ul RPS-LAD, Judith Breuer; S147ur RPS-LAD, Ulrike Plate; S148o Stadt Baden-Baden, Torben Beeg; S148u Stadt Baden-Baden; S149o ijgd, Jan Bosch; S149u Büro Siegelin; S150o RPS-LAD, Claudia Mohn; S150u RPS-LAD, Tina Frühauf; S151o Veranstalter; S152 RPS-LAD, Aline Kottmann.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① Raum Freiburg, verschiedene Steinbrüche in der Region, S. 86
- ② Zollernalbkreis, KZ-Lager des „Unternehmens Wüste“, S. 92
- ③ Karlsruhe, Hörsaalgebäude der Technischen Hochschule, S. 98
- ④ Mannheim, Staatliches Gesundheitsamt, S. 98
- ⑤ Konstanz, Gymnasialbibliothek, S. 103
- ⑥ Stuttgart, Markthalle, S. 110, 118
- ⑦ Besigheim, Altstadt, S. 124
- ⑧ Waghäusel, Eremitage, S. 130
- ⑨ Trossingen, Friedensschule, S. 140
- ⑩ Weinheim, Hildebrand'sche Mühle, S. 142

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. umseitig.**

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar

Telefonzentrale für alle Dienstsitze
Tel. 0711 / 9 04 45 - 666
Fax 0711 / 9 04 45 - 444

E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstsitz Freiburg
Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau

Dienstsitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe

Dienstsitz Tübingen
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen

Dienstsitz Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen

Dienstsitz Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz

**Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen
Oberste Denkmalschutzbehörde**
Theodor-Heuss-Straße 4
70174 Stuttgart
Tel. 0711 / 123 - 0
E-Mail: poststelle@mlw.bwl.de

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Postfach 200152, 73712 Esslingen am Neckar
ISSN 0342-0027

2/2022 51. Jahrgang

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann verwenden Sie dafür den unten stehenden Abschnitt oder eine der anderen Bestellmöglichkeiten.

Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Siehe auch die Hinweise zur Datenverarbeitung unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 071 56 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- www.denkmalpflege-bw.de
- per Post mit dem Coupon unten an die oben links stehende Postfachadresse (Stichwort Öffentlichkeitsarbeit)

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

 Bitte Coupon ausschneiden und in einem frankierten Briefumschlag an oben genannte Adresse senden.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die unten stehende Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die rechts stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse gebe ich im linken Feld ebenfalls bekannt.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

alte Adresse (nur für Adressänderung)

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

ggf. Abonummer

neue Adresse

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

